

16 Jg.

Nr. 10



Eisab-Land
 Lothringer
 Heimat



137

1 9 3 6
 Monatschrift für Heimatkunde & Touristik

Elsassland Lothringer Heimat

Monatsschrift für Heimatkunde und Touristik

Verlag: Société d'Édition „ALSATIA“ S. A. GUEBWILLER (Haut-Rhin)

Directeur gérant: E. MEYER.

Inlandspreis für den Jahrgang.. 30 Frs. Auslandspreis: 7,50 Reichsmark od. 9 Schweizerfranken.

Inlandspreis für Einzelhefte .. 3.00 Frs. Auslandspreis: 75 Pfennig oder 90 Schweizercentimes.

Alle Anfragen, Abonnements- und Inseratenbestellungen, Manuskripte sind zu richten an den Verlag „Elsassland - Lothringer Heimat“ in Guebwiller. — Postscheckkonto Strassburg 2573. — Postscheckamt Karlsruhe Nr. 70162.

Forces Motrices du Haut-Rhin

Secteur de Guebwiller

Verkaufs- und Ausstellungs-Magazin

5, Rue de la République, 5

GUEBWILLER

Grosses Lager in

elektrischen Beleuchtungskörpern aller Art.

Sämtliche elektrische Haushaltungs-Apparate

in erstklassiger Ausführung.

Träume aus der Jugend erinnern Sie oft an die feinen Dragées der

Chocolaterie DARSTEIN

Man findet nirgends sonst eine so grosse und schöne Auswahl und so einzig gute Qualitäten. Jeder Geschmacksrichtung ist bei uns Rechnung getragen.

Unsere erlesenen Haselnuss- und Mandeldragées, unsere Dragées mit Spezialfüllungen aus echtem Mandelmarzipan, Croquant, feinen Liqueurs, Chocolat, Rahmkaramel, Himbeer, Aprikosen, Erdbeer, Orangen und Pistazien sind das Beste vom Besten.

Deshalb kaufen tausende treuer Kunden nur

Dragées DARSTEIN

aus einer der vier offiziellen Verkaufsstellen:

Strasbourg: Jungferngasse 3.

Alter Weinmarkt 20.

Langstrasse 16.

Filiale Haguenau: Landweg 44.

„Feste im Hause“

der viel gekaufte Beyer-Band
in neuer Ausstattung
Nr. 144, 90 Pfg.

will der Hausfrau ein Helfer sein, Familienfeste und kleine Hausfeierlichkeiten mit einfachen Mitteln trotz Notzeiten nett auszugestalten. Abbildungen veranschaulichen die vielen guten Ratschläge.

Beyer — der Verlag für die Frau
Leipzig C1, Weststraße 72 · Postscheckkonto 52279

Weltprogramme - Unterhaltung - „Land u. Siedlung“
„Hier und Dort“ - Senderliste, Kritik, Bilder,
Gelesen auch im kleinsten Ort. — Das ist

„Der Deutsche Rundfunk“

Funkpost

Stets volle 80 Seiten stark

Zweieinhalb Groschen kost' die Nummer,
Im Monat macht's noch nicht 'ne Mark!

Bei Postabonnement sogar nur 85 Pfg. und 5 Pfg. Zustellgebühr

Für Rundfunkhörer Probeheft unverbindlich und kostenlos vom Verlag, Berlin N 24.

Hella

Beyers Frauen-Zeitschrift
Unterhaltung · Mode · Haushalt · Schönheitspflege
Handarbeit · Film · Theater und Sport
Jeden Mittwoch für 20 Pfg.

Fr. R. v. LAMA

Der Weg der

Therese Neumann

von Konnersreuth

1898-1935

Preis 12.- fms.

Zu beziehen durch die Expedition dieser Zeitschrift.



Eifel-Land Lothringer Heimat

16. Jahrg.

OKTOBER 1936

10. Heft

Im Herbst

Weinlese

Ein Nebel strich entlang den Höh'n.
Drauf ward es klar. Noch nie so schön
Hob sich des Berges dunkler Tann
Vom Laubwald ab, von Flur und Bann.
Und in der frischen Morgenluft
Stehn Stock und Strauch, bereift vom Duft,
Und greifen in ein Blau hinein,
Das gleisst vor lauter Sonnenschein.
Da locken die Farben, da spielt das Licht,
Das über die reifen Trauben bricht.
Da wird's lebendig im Rebgefilde.
Und wie aus den schwellenden Beeren quillt
Der süsse Wein, der den Sinn erhellt,
So lacht und jauchzt die junge Welt,
Die, was unter Blättern funkelt und schwillt,
In Kannen, Körbe und Bütten füllt.
Ich mischte mich unter der Fröhlichen Chor.
Ich nahm unter'm schützenden Schoss hervor
Die Beerenfülle, gedrungen und schwer.
Der Eimer füllte sich und ward leer.
Durch grüne Bogen floss heller Schein
Ueber den reifen, goldigen Wein,
Spielte auf den rosigen Wangen,
Ist über schlanke Hüften gegangen.
Und dieses Farben- und Lichterspiel,
Das über durstige Sinne fiel,
Hat mich mit lindem Rausch bedacht,
Wie wenn die Liebe keimt über Nacht,
Wie wenn der Ruhm den Fittich schlägt
Und uns plötzlich vom Boden trägt
In ein Reich, das noch unberührt.
Mich hat der schöne Tag verführt
Mit seinem Wein und seiner Sonne,
Mit Liedern, Spässen und Jugendwonne.
Der du die Reben golden färbst,
Du machtest mich reich, o funkelnder Herbst!

Herbst ist im Land!

Dass sich dein Wünschen nicht ganz erfüllt,
Dass sich dein Sehnen nicht ganz gestillt . . .
Ward dir so selten das Glück zum Lohne?
Oefter des Lebens Dornenkrone?
Sonne scheint nicht zu allen Stunden,
Ward noch keiner ohn' Leid befunden.
Lass ihn fallen, den Kram und Tand . . .
Tote Blätter liegen im Sand . . .
Herbst ist im Land!

Herbst ist die Einkehr vom Leben draussen;
Herb will der neue Wein verbrausen
Bis zur Klärung im dunklen Keller.
Dann erst steigt er ans Licht, ein heller,
Glänzt in der Sonne wie lauter Gold,
Der Arbeit Freude und Ehrensold
In die Gläser gebannt.
Herbst ist im Land!

Da glühen noch einmal in Farben, in satten,
Die sterbenden Wälder, Gärten und Matten.
Die alternde Welt in ihrem Reifen
Sehnt sich, zur Jugend zurückzugreifen.
Und der Rausch, der aus brodelndem Weine
Sich erhebt zum schillernden Haine,
Schlägt in heissen, lodernnden Flammen
Ueber der ganzen Welt zusammen.
Doch das Narrenkleid, bunt gestickt,
Ward im grauen Nebel erstickt,
Der sich über die Heide spannt.
Herbst ist im Land!

Georges Boesch





Haustürschild
des früheren „Gasthauses
zum Apfel“ in Strassburg

Eichenholz
geschnitzt, Louis XVI.
Ende des 18. Jahrhdts.

Guter Rat für Weintrinker

Ein treffliche Gab ist der Wein,
Wann man dess nit zvil trincket ein:
Den Durst er löschet nicht allein,
Erfrischt und stärckt auch Marck und Bein,
Erwärmbt den Leyb wie Sonnenschein :
Verstandt und Sinn erweckt gar fein.
Nimbst sein zvil, so bringt er Pein
Und macht dich zu eim wilden Schwein

Oder zu eim erstarrten Stein,
Das du platzst in das Kaat hinein.
Deiner fünff Sinnen bhaltst gar kein,
Bist ehrlich, wirst veracht und klein.
Drumb thust ein Trunk, so nimb den dein,
Einem andern lass auch den sein,
Sonst wirdt, was gsund ist, bald unrein,
Das ist der gute Rathe mein.

Gedruckt zu Strassburg anno 1607.

Neuere Memoirenliteratur über das Elsass

Von Dr. L. Pfleger

Wer im Elsass längere Zeit gelebt hat, vergisst es so leicht nicht. Das fruchtbare Land, die heiteren Rebhügel, die tannendunkeln Vogesen, die alten Städtchen und die behäbigen, in Obstgärten eingebetteten Dörfer, die biedereren, kernigen Bewohner schwinden nicht aus der Erinnerung. Man ersieht es aus der reichen Memoirenliteratur, die nach dem Kriegsende drüben in Deutschland entstanden ist. Es ist für uns nicht ohne Interesse den Erinnerungen solcher Memoirenschreiber zu folgen und zu hören, was sie von uns berichten. Für heute wollen wir zwei Autoren herausgreifen, die aus ihren Sympathien kein Hehl machen.

I.

Am 9. September 1931 starb als 86-jähriger zu München Lujo Brentano, einer der repräsentativsten deutschen Gelehrten. Er war Wirtschaftshistoriker und Sozialpolitiker von Welt Ruf, ein Bahnbrecher der vielgerühmten deutschen Sozialpolitik, der durch Wort und Schrift der Erforschung der sozialen Probleme neue Wege bahnte. Er war der wissenschaftliche Führer der deutschen Freihändler und galt in der internationalen Freihandelsbewegung als eine der massgebendsten Persönlichkeiten, die besonders in England in höchstem Ansehen stand. Von 1891—1917 war er Professor in München und zog durch seinen temperamentvollen und geistreichen Vortrag stets eine grosse Zuhörerschaft an. Ich weiss noch aus meiner eigenen Studentenzeit, wie bei seinen öffentlichen Vorträgen der grösste Hörsaal der Münchener Hochschule die anströmenden Studenten nicht fassen konnte. Bei Brentano holte unser elsässischer Reichstagsabgeordneter Dionysius Will seine sozialökonomische Ausbildung und die Leitgedanken für seine Doktorthese über «Das Koalitionsrecht der Arbeiter». Als Lujo Brentano im Jahre 1882 als Professor an die Universität Strassburg berufen wurde, galt sein Hauptbestreben der Einführung der deutschen sozialpolitischen Gesetzgebung im Elsass, trotz des Widerstrebens der elsässischen Grossindustrie. Nur vier Jahre ist Brentano in Strassburg geblieben, wo er den Nationalökonom Schmoller ersetzte. Weil er der im Elsass regierenden Beamtenclique unbequem war, da er gegen das damals übliche Notablenregierungssystem stänkerte und den Grossindustriellen ein Dorn im Auge war, hat man ihm das Fortgehen erleichtert. Er folgte 1886 einem Rufe nach Wien, das er 1891 mit München vertauschte.

Brentano hat seine elsässer Jahre nie ver-

gessen. Er hat während derselben so viel Interessantes erlebt, dass er im Kriegsjahr 1917 ein sehr kurzweiliges Büchlein, «Elsässer Erinnerungen», veröffentlichte, an dem der Geschichtsschreiber der deutschen Reichslande nicht gleichgültig vorüber gehen darf. Bei ihrem Erscheinen ist bei uns die Schrift in der einheimischen Presse so ziemlich unbeachtet geblieben. Es stand darin so manches für das deutsche Regime im Elsass so Ungünstiges, das die Zensoren der Westmark damals in einem elsässischen Blatte nicht zum Abdruck zugelassen hätten. Er berichtete in dem Buch unter anderem, es sei ihm von zuverlässigen Beobachtern versichert worden, dass der Geist der ausrückenden elsässischen Soldaten besser gewesen sei, als der mancher aus Altdeutschland kommenden Truppen. Auch habe man ihm den Fehler betont, dass man die bei Kriegsausbruch im Oberelsass stationierten altdeutschen Truppen nicht dort verwendet habe, obschon sie das Terrain in den Vogesen genau kannten, während die an ihrer Stelle eingesetzten Formationen sich im Gegensatz zu den wohlinformierten Franzosen nicht auskannten und daher Schlappen erlitten. Gleich nach Erscheinen der Schrift erhielt der Verfasser von Ludendorf ein Schreiben, das ihn aufforderte, die betreffenden Stellen, weil unzutreffend, in einer neuen Auflage zu streichen.

Diese interessante Tatsache berichtet uns Brentano in seiner 1931 erschienenen umfangreichen Selbstbiographie «Mein Leben im Kampf um die soziale Entwicklung Deutschlands». (Verlag Diederichs in Jena.) Hier kommt er abermals auf seine elsässer Jahre zurück und spricht auch viel offener, als er es in den Kriegsjahren tun konnte. Hatte er 1917, als er die wachsende antideutsche Stimmung im Elsass berührte, ganz kurz geschrieben: «Was zu ihrer Verschlechterung geführt hat, lässt sich zurzeit nicht erzählen», so berichtet er in der Selbstbiographie, dass er während des Jahres 1916 von Baden-Baden aus für kurze Zeit nach Strassburg fuhr, um alte Freunde, besonders den «vortrefflichen» Oberbürgermeister Schwander (dem er seine Elsässer Erinnerungen «in Bewunderung und Verehrung» gewidmet hatte) zu besuchen. «Aber wie staunte ich», schreibt er, «wie wenig die Strassburger von dem wussten, was ausserhalb Elsass-Lothringens vor sich ging. Sogar neutrale Zeitungen waren ausgeschlossen. Dafür habe aber auch ich, namentlich von meinem Kollegen Werner Wittich, Dinge erfahren, die sich im Elsass abgepielt hatten, von denen man in Deutschland

keine Ahnung hatte. Sie waren derart, dass sie mir sofort nach meiner Rückkehr nach Baden-Baden zu meinem Austritt aus dem Kulturbund den Anlass gaben.» Lujo hatte nämlich, als er nach Kriegsausbruch in Italien weilte, auf eine telegraphische Bitte seines Kollegen Schmoller hin die bekannte Erklärung der 95 unterschrieben. Er tat es, ohne diese Erklärung gelesen zu haben. Fünfzehn Monate später, als ihm über gewisse Vorgänge ein Licht aufgesteckt war, bereute er diese Unterschrift und trat nach seinen Strassburger Erfahrungen aus der Gemeinschaft der Unterzeichner aus. Das beweist, dass er ehrlichen Mannesmut und vor dem Säbelrasseln der Generäle keine Angst hatte.

Was Brentano über die Vorgänge in der Nachkriegszeit, namentlich über die Münchener Revolutionstage, berichtet, wäre nicht ohne Interesse hier zu verzeichnen. Aber der Zweck dieser Zeilen ist, nur auf seine «Elsässer Erinnerungen» hinzuweisen. Sie sind reich an interessanten Bemerkungen über die Aera Manteuffel. Ueber die gefühlsmässige Einstellung, die Brentano gegenüber dem Elsass einnahm, ist vorauszuschicken, dass ihm, dem Neffen des berühmten Dichters Clemens Brentano und dem Süddeutschen, das elsässische Volk sehr sympathisch war und dass er sein Bestes wollte, natürlich im Rahmen der deutschen Nation, welche das lange verlorene Stammeskind wieder an ihren Busen drückte. Er war nicht blind für die Fehler des im Elsass regierenden Berliner Systems; nach ihm lagen die Fehler freilich ebensowenig bei Manteuffel wie bei Möller und Hohenlohe: «Bismarck hatte ihn gemacht, als er 1871 Elsass-Lothringen Preussen nicht einverleibte.» Seltenerweise begründet er aus der französischen Geschichte des Elsasses, dass die Einverleibung in Preussen für das Elsass ein Vorteil gewesen wäre und die Assimilation beschleunigt hätte, weil die Elsässer sich auf diese Weise als ein Glied eines grossen Staates gefühlt und auf dem Wege der Verheiratung die Beziehungen zwischen Elsass und Lothringen und Altdeutschland herangebildet hätten, die mit Frankreich bestanden und die so wesentlich zur Einswerdung der Elsässer mit den Franzosen beigetragen hatten. In Völkerpsychologie war unser Professor nicht stark! Er ist allerdings ehrlich genug, nicht zu verschweigen, dass die Nichteinverleibung unserer Provinzen in den Preussenstaat ein Gutes hatte: sie bewahrte das Elsass vor dem unseligen Kulturkampf.

Brentano wird auch der Persönlichkeit Manteuffels gerecht, den die preussischen Beamten hassten, weil er die Elsässer nicht mit dem Stiefel regieren wollte. Ihm gegenüber machte der Statthalter aus seinen französischen Sympathien kein Hehl. Eines Tages führte er ihn vor seinen

Bücherschrank und sagte: «Ich will Ihnen das zeigen, worauf ich am meisten stolz bin in meinem Leben», wobei er ihm den ersten Band von Adolphe Thiers' «Histoire du Consulat et du premier Empire» reichte; auf der ersten Seite stand von Thiers' Hand geschrieben: «Hommage à M. le Général de Manteuffel pour sa conduite humaine à Nancy». Bezeichnend für Manteuffels Geisteshaltung, dem die Stockpreussen stets seine Rücksicht auf die französischen Gefühle der Elsässer vorwarfen, ist eine weitere mitgeteilte Anekdote: Manteuffel wollte partout den Abbé Guerber zu Hagenau besuchen. (Es kann sich nur um Viktor G., den Pfarrer von St. Georg, handeln.) Der damalige Kreisdirektor versuchte den Statthalter von seinem Vorhaben abzuhalten, aber vergebens. Als Manteuffel von seinem Besuch zurück kam, warf er dem verblüfften Kreisdirektor vor, er habe ihm Guerber ganz unrichtig geschildert; dieser erklärte ihm, dass er durch und durch Franzose sei, was ihm einen sehr guten Eindruck gemacht habe; solche Leute gefielen ihm.

Brentano hat auch gleich dem Bischof Raess seine Aufwartung gemacht. Denn Bischof Raess war ja ein guter Freund seines Onkels Clemens gewesen. Für den noch immer ausstehenden Raessbiographen ist das, was der Besucher erzählt, nicht ganz belanglos; er schreibt: «Raess stammte aus einer elsässischen Bauernfamilie und war von aussergewöhnlicher Klugheit; dabei sass ihm der Schalk im Nacken. Mit meiner Familie war er durch alte Freundschaft verbunden, namentlich mit meinen Eltern. Es war selbstverständlich, dass ich ihn aufsuchte. Dann war er voll Schnurren, auch solchen, die nicht immer wahr waren. So erzählte er mir gleich bei meinem ersten Besuche vom Tode meines Onkels Clemens. Er sei, um ihn noch lebend zu treffen, nach Aschaffenburg gekommen. Als er aber in das Sterbezimmer getreten, sei Clemens eben verschieden gewesen. Da habe der pflegende Diener zu ihm gesagt: Der gute, selige Herr Clemens, der ist nun auch im rosenfarbenen Himmel. «Ich sage Ihnen», fuhr Bischof Raess fort, «der Clemens war schon tot. Wie der Diener aber das sagte, hat er sich noch einmal herumgedreht: Na, Joseph, du glaubst wohl, der Himmel sei mit bayrischen Bierkrügen ausgegalt? Und dann war's aus.» Die ganze Geschichte ist selbstverständlich erfunden, wie meine Mutter, die beim Tod meines Onkels allein anwesend war, mir ausdrücklich bezeugt hat. Aber sie war, wie jeder zugeben wird, gut erfunden. Und derselben Heiterkeit bediente er sich auch, wo es galt, ihm unbequeme Zumutungen abzuwehren. So hatte er einst das Ansinnen der Kaiserin Eugenie, den zweiten Münsterturm auszubauen, mit dem Wortspiel abgelehnt: Les Strasbourgeois



Photo G. Meyer

Thann

ne sont pas des faiseurs de tour. Er war noch in seinem hohen Alter allen deutschen Beamten an Klugheit ebenso überlegen, wie er dies den französischen Beamten gewesen war.» Man hat in deutschen Beamtenkreisen, wo man Raess nicht hold war, Brentano auch erzählt, dass er in französischer Zeit den Unterricht im Priesterseminar deutsch, aber gleich nach der Annexion französisch erteilen liess. Das erste stimmt aber nicht: die Unterrichtssprache war auch vor dem Krieg entweder lateinisch oder französisch. Der schlaue Raess hat Manteuffel oft über den Löffel barbiert, Brentano bringt erheiternde Beispiele dafür bei.

Reichlich sind die Mitteilungen über das Leben und Treiben in den Universitätskreisen, von denen sich die einheimische Bourgeoisie damals noch hermetisch abschloss. Die Germanisationstendenz der neuen Hochschule war für die Generation nach dem Frankfurter Frieden doch zu ungeniert aufdringlich. Dafür schlossen sich die Dozenten um so enger zusammen und trafen sich in der «Espérance» an der Ecke der Kalbsgasse (sie hat heute keine so erlauchten Gäste mehr zu bewirten). Wir erfahren allerlei Merkwürdiges über den später im Berliner Kultusministerium so allmächtigen Althoff, den man den Studentenvater hiess. Köstlich ist der Fall des Professors, der in Strassburg als Jungeselle eingetragen war, in Kehl aber seine Frau mit 11 Kindern unter falscher Angabe hatte. Als er zufällig in Offenburg vor Gericht Zeuge sein musste, kam die Doppelsexistenz ans Licht.

Am Schluss der «Elsässer Erinnerungen» befasst sich Brentano auch mit der eventuellen Umgestaltung der politischen Lage Elsass-Lothringens nach dem Kriege. Er spricht sich jetzt sowohl gegen eine Einverleibung in Preussen wie in Bayern aus, von der man 1916 allen Ernstes sprach. Er ist für eine volle bundesstaatliche Selbständigkeit. Um den Wittelsbachern entgegenkommen, wäre es, meint er, «vielleicht der glücklichste Ausweg», einen bayrischen Prinzen zum erblichen Landesherrn Elsass-Lothringens zu machen. Der Kriegsausgang hat auch diese professoralen Utopien vernichtet und über dem Rhein selbst aller Prinzenherrlichkeit ein jähes Ende bereitet.

II.

Unter dem Titel «Ausblick vom Münstersturm» ist rechts des Rheins ein reizendes Büchlein von Elly Heuss-Knapp erschienen, in dem die Verfasserin in anziehender und besinnlicher Weise aus ihrem reichen Leben erzählt. (Elly Heuss-Knapp, *Ausblick vom Münstersturm. Erlebtes aus dem Elsass und dem Reich*. Hans Bott Verlag, Berlin-Tempelhof. 168 S.). Von einer so ausgeglichenen, harmonischen Persönlichkeit, wie sie es ist, lassen wir uns solche Erinnerungen gerne gefallen.

Wenn die Verfasserin, eine Tochter des seit 1875 an der Strassburger Universität mit unbestrittenem Erfolg wirkenden Nationalökonomeng Georg Friedrich Knapp, dessen Jugenderinnerungen sie 1927 herausgegeben hat, und

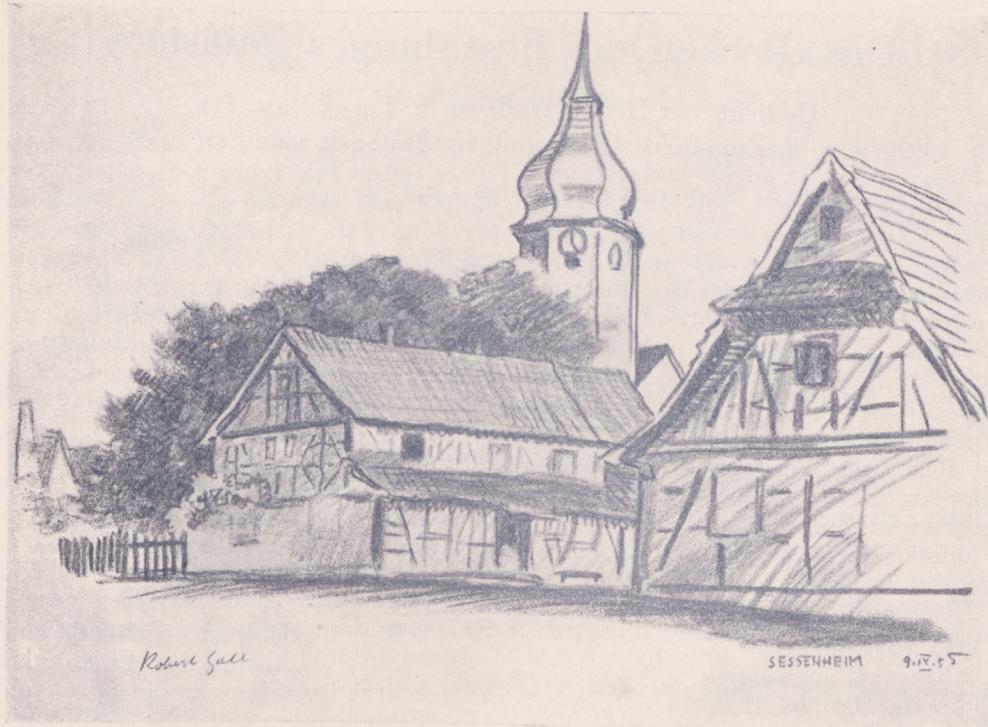
die Gattin des Herausgebers der Naumann'schen «Hilfe» uns versichert, dass sie zur Veröffentlichung ihrer eigenen Erlebnisse aufgefordert wurde, so glauben wir ihr nach der Lektüre ihres Büchleins auf's Wort. Denn wir begegnen in demselben keiner Spur weiblicher Eitelkeit, die sonst meist bei der Abfassung von Frauenmemoiren das treibende Motiv ist, und keiner Spur von Geschwätzigkeit. Ja, man hat den Eindruck, dass die Schreiberin uns noch viel mehr zu sagen gehabt hätte. Ihr feiner Takt und die Diskretion der Darstellung machen die Lektüre ihres Büchleins, in dem sie mit künstlerischem Empfinden zeigt, «wie sich die Bewegungen der Zeit in einem Einzelschicksal spiegeln», zu einem wahren Genuss. Ich habe es zweimal hintereinander gelesen. Weil mich als Elsässer, der seit Jahrzehnten im Schatten des Münsterturms wohnt, doppelt interessierte, was diese mir unbekannt deutsche Frau alles gesehen hat bei ihrem «Ausblick vom Münsterturm» und wie sie es gesehen hat.

Sie selbst ist am kleinen Sandplatz, dessen Barockhäuser sich im dunkelgrünen Wasser der Ill spiegeln, geboren und hat als Kind den ganz nahen Münsterturm tagtäglich in allen Lichttönen vor sich aufragen sehen. Kann man dies je vergessen? Vor dem grossen, schlichten Kreuz im Querschiff verbringt sie unvergessliche Stunden. Das Münster macht ihr die Stadt, in die ihre Eltern als Fremdlinge eingewandert sind, zur Heimat. Ueber diese Heimat weiss sie allerlei Treffendes und Kluges zu sagen. Sie versteht das seltsame Gemisch deutsch-mittelalterlicher und französischer Baukunst, das der Münsterstadt den eigenartigen Charakter verleiht. Schon in den ersten Kinderjahren sind ihr die lebhaften Strassenbuben, die «Kneckes», sympathisch. Mit scharfen Augen sieht das Kind, wie verschiedene die Lebensauffassung und Lebensart der unteren Volkskreise von der engeren Umwelt der Eingewanderten ist. «Das elsässische Volk war in gewissem Sinne stehen geblieben in der kulturellen Entwicklung des 17. Jahrhunderts. Die zweihundert Jahre französischer Herrschaft hatten wohl die Oberschicht stark verändert, aber die kleinen Leute blieben, was sie waren.» Hatte nicht schon ein Jahrhundert früher der Student Goethe fast dieselbe Feststellung gemacht? Elly liebt die Elsässer, die ihrem süddeutschen Empfinden entgegenkommen. Ja, sie dringt in Kreise ein, die sonst dem Eingewanderten verschlossen bleiben; sie lernt die elsässische, verfeinerte Bourgeoisikultur kennen, sie spricht perfekt französisch und wird von einer Freundin, Elsa Köberle, die im «Mercure de France» verschiedene Gedichtserien veröffentlicht hatte, in die französische Lyrik eingeweiht. Diese Freundin war die Tochter des berühmten Gynäkologen,

der nach der Annexion des Elsass sein Haus am Staden verrammelte und nur die Rückseite gegen den Garten bewohnte; die Läden der Vorderseite sollten erst wieder geöffnet werden, wenn die Franzosen wiederkämen, was Köberle allerdings nicht mehr erleben sollte.

Durch die Freundin fand Elly auch Zugang zu Pierre Bucher («den interessantesten und für das Deutschtum gefährlichsten Menschen, der damals lebte»). Bucher hatte damals die «Illustrierte Elsässische Rundschau», «doppelsprachig und in vornehmster, künstlerischer Aufmachung gegründet. Dankbar erkennt die Verfasserin an, was sie diesem Manne, dessen politische Ansichten der deutschen Beamtentochter wider den Strich gehen mussten, verdankt. «Der Herausgeber Bucher schrieb kaum etwas selbst, jedenfalls nicht unter seinem Namen. Mich hat er gelehrt zu schreiben. Er gab mir Aufträge, etwa Buchbesprechungen, und schliesslich verlangte er von mir, der Zwanzigjährigen, einen Aufsatz über den Dialekt als Jungbrunnen der deutschen Sprache. Unbarmherzig las er mir vor, was er schlechten Stil nannte. Modeausdrücke spiesste er auf eine feine Nadel und hielt sie vor mich hin. ‚Was soll das heissen, hat das einen Sinn?‘ Er verlangte von meinem zu bilderreichen Stil das, was die Franzosen ‚netteté‘ nennen, die Klarheit und Durchsichtigkeit.» Dass die Schülerin auf den klugen Lehrer hörte, beweist jede Seite ihres Büchleins.

Der «Politik im Elsass» ist ein kleines, aber lehrreiches Kapitel gewidmet. Die Tochter eines der einflussreichsten und bei den studierenden Elsässern sehr beliebten Professors der Universität, die ausdrücklich für die «Germanisierung» der annektierten «Reichslande» gegründet war, ist nicht blind für die Fehler des politischen Regimes. Ihre Sympathien liegen nicht auf Seiten der Preussen. «Die pfälzischen und badischen Beamten, die nach 1871 in die Verwaltung übernommen wurden, wuchsen in dem schönen Land sofort fest und verstanden sich gut mit den Leuten. Die Pfälzer hatten es dabei noch leichter, weil auch in ihrem Lande der Code Napoleon galt. Sie waren die besten Friedensrichter, — das schöne Wort war noch gebräuchlich. Aber in vielen Posten, auch beim Zoll, der Eisenbahn, der Post, sassen preussische Unterbeamte, zum Teil mit polnischen Namen, deren Deutsch man so wenig verstand wie sie das Elsässisch. Das Experiment sollte einmal in Württemberg gemacht werden! Aber das Land wurde unter der deutschen Herrschaft gut verwaltet, darüber gab es kein Zweifel. Es wurde aber schlecht regiert, und zwar vor allem, weil man in einer seltsamen Schaukelpolitik abwechselnd sanft und mit psychologischem Verständnis den



Robert Gall

Sesenheim

Menschen das Wiedereinwachsen in Deutschland erleichtern wollte und dann wieder schroff und mit kühlem Befehlston vorging.» Nach Manteuffel und Hohenlohe brachte Herr von Köller «den verständnislosen, brutalen Befehlston», der selbst den Altdeutschen auf die Nerven ging. Mit Recht tadelt die Schreiberin auch den fast ausschliesslich protestantischen Charakter der Universität. «Der Tatsache, dass grosse Teile des Landes katholisch waren, wurde kaum Beachtung geschenkt.»

Elly Heuss berichtet mit packender Anschaulichkeit über ihren nicht alltäglichen, geistigen Entwicklungsgang. «Ich habe sehr wenig aus Büchern gelernt, aber um so mehr von bedeutenden Menschen. Das ist ein Glück, für das man nicht genug danken kann.» Sie lernte im Elternhause vom Vater (die aus dem Kaukasus stammende Mutter konnte sich wegen ständiger Krankheit um die Erziehung der Kinder kaum kümmern). Vom Vater hat sie die ernste Lebensauffassung überkommen, das soziale Verständnis, das seit den Tagen der Jugend einsetzende Streben, nicht für sich, sondern für andere zu wirken. Die Professorentochter gründet eine Fortbildungsschule, ist als junges Mädchen unter dem Bürgermeister Schwander, einem der begabtesten Schüler des Vaters, in der Strassburger Armenfürsorge tätig. Hier lernte sie auch den Domkapitular Müller-Simonis kennen, «einen feinsinnigen, hochgebildeten Priester».

Friedrich Naumanns «Hilfe» führte sie weiter auf dem Weg sozialpolitischen Denkens und Handelns. Naumann selbst tritt ihr persönlich nahe, und in seinem Kreise findet sie den Lebensgefährten, Theodor Heuss. Albert Schweitzer segnet den Bund, Naumann hält die Tischrede. Nicht ohne Wehmut verlässt Elly Heuss die elsässische Heimat, um mit dem Gatten nach Berlin überzusiedeln und das neue Leben in Haus und sozialer Frauentätigkeit zu führen. Sie folgt später ihrem Mann in dessen schwäbische Heimat Heilbronn, wo er auf Naumanns Wunsch die vorher von Ernst Jäckh geleitete «Neckar-Zeitung» übernahm. Dann kam der Krieg mit seinen ungeheuren Fürsorgeaufgaben und die Nachkriegszeit, die die Verfasserin wieder nach der Reichshauptstadt führte, wo nach dem Zusammenbruch des Reiches neue Arbeit zu leisten war. Mit ehrlichem Vergnügen begleitet man sie durch diese bewegte, aufgeregte Zeit, in deren Dienst sie ihre ganze Kraft stellt. Fast wünscht man, sie wäre weniger zurückhaltend gewesen und hätte noch mehr erzählt. Sie ist mit vielen bedeutenden Persönlichkeiten zusammengekommen, und was sie von ihnen da und dort berichtet, macht das Gewebe ihrer Erzählung zu einem bunten Teppich, ähnlich den Bilderteppichen, welche die Frauen des Mittelalters in den Kemenaten ihrer Burgen webten, um die Geschichte ihrer Familien für die späteren Geschlechter darzustellen.

Die Glocken des Strassburger Münsters

Gedicht von Henry Wodsworth, Longfellow, für
Bariton-Solo, Chor und Orchester komponiert

von Franz Liszt

Prolog

(Die Turmspitze des Strassburger Münsters. Nacht und Sturm. Lucifer mit den Luftgeistern bemüht sich, das Kreuz herabzureissen.)

Lucifer

Voran! Voran!
Rasch ihr Geister!
Reisst das Kreuz von seiner Stelle!
Greift es an mit Blitzesschnelle;
Uns zu höhnen, steht dies Zeichen!

Stimmen

O vergeblich!
Ringsum schweben
Heil'ge, die im Himmel thronen!
Engel nah'n in Legionen,
Und besiegt die Unsern weichen.

Die Glocken

Laudo Deum verum,
Plebem voco,
Congrego clerum.

Lucifer

Tiefer, tiefer!
Steiget nieder!
Fasset an, gleich Ungewittern,
Diese Glocken, dass sie splintern!
Stürzt sie dröhnend von dem Turme!

Stimmen

Nichtig prallen
Ab die Blitze:
Denn die Glocken sind geweiht,
Heil'ge Taufe hat sie gefeiet,
Unsre Macht verweht im Sturme.

Die Glocken

Defunctos ploro,
Pestem fugo,
Festa decoro.

Lucifer

Zerrt am Baue,
Brecht die Fenster!
Stosset ein die bunten Scheiben!
Mag kein Purpursplitter bleiben,
Wie im Herbst das Laub entfällt!

Stimmen

Weh, vergeblich!
Der Erzengel
Michael beschützt die Hallen;
Der Zerstörung Lust uns allen
Er mit feurigem Schwert vergällt.

Die Glocken

Funera plango,
Fulgura frango,
Sabbato pango.

Lucifer

Schleudert Blitze!
Stürmt den Eingang!
Stürzt in Trümmer die schweren Tore,
Plündernd rast durch's Schiff zum Chore!
Auch der Toten Gruft entweicht!

Stimmen

Weh, unmöglich!
Die Apostel,
Und der Märtyrer Siegesscharen
Schützend stark die Pforte wahren,
Wächter sich an Wächter reiht.

Die Glocken

Exitio lentos,
Dissipo ventos,
Paco cruentos.

Lucifer

Ueberwunden!
Eitel Mühen!
Fort Verfluchte! Zahn der Zeiten
Kann allein Zerstörung spreiten,
Eilet fort, eh' die Nacht entfleucht!

Stimmen

Fort von dannen!
Mit dem Nachtwind
Stürmen wir durch Flur und Flecken,
Und verbreiten Graus und Schrecken,
Wo wir nah'n, sei Ruh verscheucht!
(Sie stürmen fort. Die Orgel und der gregorianische Gesang ertönen.)

Chor

Nocte surgentes
Vigilemus omnes!
Laudemus Deum verum!

Zur Geschichte des Obstbaues im Ried

Von Eugène Karleskind

Der Obstbau im Ried ist kaum hundertjährig. Von Obstsorten ist in den alten Urkunden überhaupt keine Rede. Nur ein einziges Mal begegneten wir in einer Schrift des 18. Jahrhunderts dem Namen «roter sürapfel» (Rheinau). Einige Gewann-Namen wie «birnbaum- oder kirsebaum-Matten» und «apffolterschluch» (1552) im Boofzheimer Banne verraten die Zucht von Obstbäumen. In dem Zehntvertrag, den Meister Peter von Zabern, Kirchherr der Stadt Rheinau, im Jahre 1467 mit der Gemeinde abschloss, werden lediglich Nüsse erwähnt. Die nachfolgende Bestätigung unter Meister Lorentz (1509) fügt hinzu: «wann aber solche nussbäum verluhen odter zu niessen verkaufft werdent, soll dem luptriester davon zehenden werden als von anderem». Es handelte sich hier um die vielen Nussbäume, die auf den Dorfallmenden standen und zehntfrei waren. Auch später, in dem Zehntabkommen, welches Pfarrer Nikolaus Kurtz 1626 mit der Stadt Rheinau tätigte, wurde ausdrücklich bestimmt, dass die Bürger «von obs und nüssen» in den Gärten, Hofstätten in und ausser der Stadt und auf den Allmenden keinen Zehnten zu entrichten hatten. Als nach dem Dreissigjährigen Krieg überall Waldteile ausgestockt wurden, weigerten sich die Bauern, von den sogenannten Neugeländern den Zehnten (Novalzehnten) zu zahlen. Damit begannen auch die zahlreichen Zehntstreitigkeiten. Die Stadt Rheinau holte ein Gutachten bei den Advokaten des Conseil Souverain d'Alsace über die Auslegung der Zehntverträge. Diese Rechtsgelehrten gaben die Befreiung des Zehnten von Obst und Nüssen zu mit dem Vorbehalt: «l'exemption n'est point accordée aux jardins mesmes et n'est pas réelle; elle ne concerne que certaines espèces de fruits». Dem Müller der Rheinauer Mühle war es laut Erblehen von 1696 verboten, in der Weide «Grosen-Rieth» und im Wald die Nüsse abzuschlagen. Noch in mehreren anderen Urkunden ist stets nur die Rede von Walnussbäumen, und selten finden wir eine Spur von anderen Obstarten. Heute noch treffen wir im Ried eine stattliche Anzahl von Nussbäumen an, und Mündel weist mit Recht in seinen «Streifzügen und Rastorten im Reichslande» (1899) auf die schöne, mit Nussbäumen besetzte Rheinstrasse bei Friesenheim hin. In den letzten dreissig Jahren hat sich ihr Bestand stark gelichtet. Die landwirtschaftliche Statistik, welche für Boofzheim im Jahre 1900 noch 1157 Nussbäume zählt, gibt für das Jahr 1928 nur noch 755 an. Laut Verfügung vom 21. 10. 1815 wurden im Friesenheimer Bann 124 Nussbäume an Gemeindewege gepflanzt.

Die Anfänge der Obstzucht finden wir in erster Linie in den Herrschaftsgärten. Die Dorfherrn pflegten verwandtschaftliche und kaufmännische Beziehungen zu den Städten und anderen Gegenden und brachten manche Obstsorte in unsere Heimat. Als der Erzbischof im Jahre 1703 bei Rheinau jagte, lieferte die Edelfrau Böcklin von Obenheim für das Festessen «pfer-siche und birren». Zwei Flurnamen, «Baumgarten» und «Baumschule», geben uns Kunde von dem Obstbau in Obenheim. Bei jeder Rechnungslegung in Rheinau, wo auch der Oberamtmann beim «Imbs» eingeladen war, gab es nach jedem Fleischgericht «eine Blatt mit apffelkiechel», «ein Compost von Bieren» oder «eine Blatt gekochter bieren» (1752). Das Dörrobst war früher ein unentbehrliches Hauptnahrungsmittel. Mächtige Vorräte von Aepfel- und Birnschnitzen fanden sich in jedem Bauernhaus, wo sie in weitbauchigen Schnitzgratten jahrelang aufbewahrt wurden. Die Ernteertrags-Register, die wir von 1736—1790 eingesehen haben, führen neben den Halmfrüchten auch das Obst auf und geben dazu noch die Schädlinge und Naturereignisse an. Nach der Dorfordnung von Boofzheim (1757) musste jeder neue Bürger im ersten Jahre drei Obstbäume und drei Eichbäume «an ort und endt, so es ihm angewiesen» setzen. Die Dorfherrschaften hatten den Bauern verboten, «wildes obst, bieren oder äpfel» auf den Weiden abzumachen oder solche aufzuheben, bevor es erlaubt war. Damals wurden die Wildlinge in den Waldungen und auf den Allmenden geschont. Die Holzäpfel- und Holzbirnbäume waren zur Blütezeit nicht nur eine der schönsten Zierden unserer Rhein- und Riedwälder, das Holz wurde auch zu allerlei Hausgeräten, vorzüglich aber zu Wagenachsen verarbeitet. Aus den herbsauren Wildäpfeln bereitete man Essig oder mancherorts auch einen ausgezeichneten Haustrunk. Von dem Reichtum des Wildobstes im Rheinwald zeugt noch der Name «Holzäpfelwasser». So nannte man nach jedem Rheinhochwasser die lehmigen Fluten, welche im Herbst voll Holzäpfel gestopft waren.

Dem Obstbau kommt im Ried die Bedeutung wie in anderen Obstgegenden nicht zu. Die Sumpflöcher und die Kiesnester der Rhein- und Riedgebiete sind für die Obstzucht weniger geeignet. Zudem kann der Bauer hier seine guten Felder nicht für diese Kultur hergeben. Früher war der Landmann nicht Obstzüchter, sondern Baumzüchter. Er holte seine Wildlinge im nahen Rheinwald oder in den Riedhursten und setzte sie in seinen Garten (Gartenobst-

bau) oder direkt in's freie Feld (Feldobstbau), wo sie dann veredelt wurden. In jedem Dorfe fand sich ein Mann, welcher sich auf die Kunst der Obstveredelung verstand und unter allerlei geheimnisvollen Handgriffen und Sprüchen das Pfropfen vornahm. Viele Sämlinge (Halbwildlinge) wurden auch selber gezogen oder Zahnkerne durch Menschen und Vögel verschleppt. So entstanden im Laufe der Zeiten unzählige Lokalsorten, die mit dem Boden verwachsen und besonders widerstandsfähig waren. Mehrere davon haben sich bis auf den heutigen Tag behauptet und bewährt. An der Spitze der alten Lokalsorten steht der weit und breit bekannte Christkindler (pomme de Noël) oder Rheinauer Sauerapfel, ein guter Wirtschaftsapfel und ausgezeichnete Mostapfel. Einer unserer besten Kenner der Obstsorten im Ried, Oscar Pfiffer (Baldenheim), ist der Ansicht, dass dieser Plattapfel im Ried beheimatet und dass Baldenheim sein Ursprungsdorf sei. Die Verbreitung sei von dort aus erfolgt, und er sei nirgends so stark vertreten wie gerade im Schlettstadter Ried. Auch habe der Ort Baldenheim von jeher eine vorherrschende Stellung im Obstbau eingenommen, und die frühere Schlossherrschaft soll viel zur Verbreitung dieses Apfels beigetragen haben. Auch die Rheinauer beanspruchen den Ursprung dieser Apfelsorte für sich. In früheren Zeiten kannte man den Christkindler nur in und in der Nähe von Rheinau, und schon in den ältesten Zeugnissen wird er unter dem Namen «roter Sauerapfel», dem Eickhoff in seiner «Ersteiner Heimatskunde» (1889) eine gewisse Berühmtheit nachsagt, erwähnt. Es wäre sicher interessant, die Verbreitungsgeschichte dieser Lokalsorte näher kennen zu lernen! In Plobsheim heisst der Christkindler: Wihnachtler; in Boofzheim: Scharlacher; in Gamsheim: Gambsemer; in Müttersholz: Prediger und im badischen Weisweil: Kohlebacher (Dorf im Schwarzwald). Der Christkindler ist ein mittelgrosser, plattrunder, rotschaliger Apfel. Der Stiel ist kurz, der Kelch offen, das Kernhaus geschlossen. Es gibt Früchte mit grünlich-roter, hellroter und tief dunkelrot-violetter Schale.

Eine andere bewährte Lokalsorte ist der in den Baumschulen getaufte Edel franken. In Müttersholz heisst er Mühlgärtler, weil er aus dem Mühlgarten der alten Mühle von Ehnweyer stammen soll. In Baldenheim nennt man ihn Vaterapfel. Nach Aussage alter Bauern aus Friesenheim soll der Mühlgärtler in der ehemaligen Rheinauer Mühle aufgewachsen sein. Der Müller Ignace-François Wachenheim († 20. 1. 1805) habe diese Lokalsorte gezüchtet und die ganze Umgebung hätte bei ihm ihre Edelreiser geholt. Der Edel franken gehört in die Familie der Guederlinge. Er ist ein mittelgrosser, regelmässiger,

strohgelber Apfel mit leuchtend roten Backen. Sein Stiel ist kurz, der Kelch geschlossen, das Kernhaus halb offen.

Im ganzen Ried zerstreut, vorzüglich aber in Baldenheim, treffen wir den schafnasenförmigen Baldenheimer Weissapfel an. Er soll in Baldenheim beheimatet sein und wird seiner Form wegen auch Schafnase genannt. Dieser Schlotterapfel ist weisschalig. Das Fleisch ist lockerzellig und wenig gewürzt. Der Stiel ist lang, der Kelch und Kernhaus offen. Die Früchte, die in der Sonne reifen, sind bisweilen zart-rötlich angehaucht; sie sind gegen Druck sehr empfindlich und haben eine lange Reifezeit. Der Baum wird nicht so gross wie der Christkindler und der Mühlgärtler.

Ebenfalls aus Baldenheim stammt der sogenannte Simonel. Er hat diesen Namen vom «Simonsgarten», einem alten Hausgarten mitten im Dorf gelegen, aber schon längst nicht mehr unter dieser Bezeichnung bekannt ist, erhalten. Der Simonel, im weiteren Umkreis verbreitet, gehört in die Familie der Borsdorfer Reinetten (Platter Apfel). Der Apfel gleicht dem Christkindler, ist mehr grünlich-rot gestreift und rauhschalig. Der Stiel ist kurz, der Kelch und Kernhaus geschlossen. In den Neuanlagen wird der Simonel nicht mehr nachgezüchtet.

Weniger bekannt ist der nur noch hier und dort in älteren Hausgärten gehaltene «Simiosesele» (Simijosele, Semmesjosele), ein Spitzapfel von kleinem, schafnasenartigem Bau. Die Schale ist weiss, rötlich gestreift. Die Äpfel hängen «wie die Trauben» am Baum. Bald wird man diesen Apfel nur noch dem Namen nach kennen.

Zu den alten, bewährten Lokalsorten zählt ferner der Bergassler (Bergessler, Bergesser) oder Kracherle. Er wurde früher viel in den Obstgärten gezogen und ist auch heute noch öfters anzutreffen. Die Früchte haben abknackendes, festes Fleisch (Kracherle!) von besonders würzigem Geschmack. Der Apfel, ein Borsdorfer, ist klein, platt, rund mit langem Stiel und geschlossenem Kernhaus. Die Schale ist gelblich-rot bis ganz rot, manchmal etwas rauh. Der breitkugelige Baum hat völlig hängendes Astwerk wie die Trauerweide. Trotz des geschätzten Geschmacks wird der Bergassler wegen seiner kleinen Form nicht mehr gepflanzt. Verschiedene Obstkenner halten den Kracherle für eine vom Bergassler verschiedene Sorte. Der Kracherle gleiche dem Altenberger, sei aber von rötlicher Schale.

Immer seltener werden auch die Breitäpfel (Striem-Pflaschteräpfel?). Der Breitapfel ist ein schöner, grosser, stumpfkegelförmiger, reinettenartiger Apfel. Die Frucht ist am Stielende breit, und ebenso hat der Baum breitartige



René Kuder

Gewitter über der elsässischen Ebene

Astwerk. Die Schale ist grünlich-gelb, manchmal blass-rötlich gestreift. Der Stiel ist etwas lang, das Kernhaus halboffen.

Nicht mehr weiter gezogen werden die *Ankenäpfel*, die zu den Schlotteräpfeln gehören. Es ist ein Weissapfel (Weisser Klingelapfel?) von strohgelber, rötlich-gestreifter Schale. Das Fleisch ist lockerzellig, wenig gewürzt und angenehm mürbe (Anken!). Der Baum wird gross und trägt früh und reichlich (Blütezeit: Mitte April). Mancherorts heissen diese Schlotteräpfel — wie überhaupt diese Apfelfamilie — auch *Klapperäpfel* («cliquets»).

Erwähnen wir noch den als vorzüglichen Tafel- und Mostapfel allbekanntem *Maiapfel*, dessen Wiege in der Barrer Gegend steht und daher auch «Heiligensteiner» genannt wird. Er ist schon über hundert Jahre im Ried bekannt und soll nach Mitteilung unseres verstorbenen Freundes und Obstzüchters F. Baldensperger (Sundhausen) durch Rebenhacker eingeführt worden sein. Letztere gingen jedes Jahr nach Heiligenstein, Gertweiler usw. in die Hacket und lernten so den Maiapfel kennen. Der Maiapfel (*pomme de Mai*) ist mittelgross, strohgelb, rötlich gestreift. Er ist von gutem Geschmack und sehr lange haltbar. Der Baum wird gross und hat hängendes Astwerk. Man pflanzt ihn im Ried gerne an, weil er spät blüht (Mai) und ihm die Frühjahrsfröste weniger schaden können. Zur Reife fällt er oft massenhaft vom Baum, so dass es dann nicht mehr viel zu pflücken gibt.

Zu den altbekannten, mehr oder weniger ursprünglichen oder neueren Aepfelsorten, sind noch zu rechnen: die duftenden *Adenäpfel* (Friesenheim), die *Steffenäpfel* aus Diebolsheim (soll im Garten Flur D 250, Haus Viktor Uhl, gezüchtet worden sein), die *Rossackerle*, die *Grüniger* (Zelsheim), die *Blindäpfel*, die *Süss- und Bittersüssäpfel*, die *Messliäpfel*, die *Junkerle*, die *Rinnkessel* (kleiner Streifling), die *Wesserlinger*, die *Mutteräpfel* (Borsdorfer), die *Spilger*, die *Jakobsäpfel*, die *Kalklöchler* (Art Christkindler?), die *Scharlacher* (nicht Christkindler), die *Altenberger*, die reinettenartigen *Bumbser* (Friesenheim), die langstielligen *Mehläpfel*, die *Langstiele*, die *Rosmarinäpfel* und die alten *Graureinetten*.

Von allen Lokalsorten sind nur die *Christkindler*, die *Edelfranken*, die *Maiäpfel* und der *Baldenheimer Weissapfel* marktfähig und werden immer wieder in den Neuanlagen weiter gezogen.

Nach 1800, als die ersten pomologischen Kenntnisse ins Ried drangen, hatte man hier und dort aus Liebhaberei mit Obstkultur begonnen. Wir treffen in den Bauerngütern einige uralte Sorten an, welche die Beziehungen zu der Silbermann'schen Sortenliste von 1809 verraten. Bekanntlich kamen zu dieser Zeit die ersten

Obstbäume aus dem neuangelegten «Jardin économique» der Société des Sciences, Agriculture et Arts du département du Bas-Rhin auf's Land. Der brigadier-forestier François Joseph Diss, Sohn des Jagdhüters des Kardinals Louis de Rohan in Ettenheim, brachte eine ganze Sammlung verschiedener Aepfelsorten aus der Baumschule seines Vaters nach Rheinau. In dem Tagebuch, welches dieser hinterlassen hatte (1834), lesen wir: «Je fus bientôt chargé d'établir une pépinière d'arbres fruitiers afin de replanter certaines espèces qui commençaient à disparaître graduellement de notre domaine aux pieds de la Forêt Noire». Nach dem Tode des Kardinals blieb Fr. J. Diss (Vater) noch in Ettenheim, wo er sich weiter mit der Obstzucht beschäftigte († 1838). Sein Sohn, Inhaber der Médaille de Ste. Hélène, starb in Rheinau am 30. 10. 1864 im Alter von 84 Jahren. Um diese Zeit kamen auch viele Aepfel- und Birnsorten aus Innerfrankreich nach Zelsheim, wo der Gründer des Schlosses, Claude François Rousselet († 22. 8. 1828), einen wohlgepflegten Herrschaftsgarten unterhielt. Rousselet war gebürtig aus Gray (Haute-Saône). Einige Schulmeister, die sich damals in der Landwirtschaft auszeichneten, wie Louis Deutschler in Friesenheim (1842—1879), Jean Jacques Kornmann in Obenheim (1852—1860) begannen, sich dem Obstbau zu widmen. Durch verwandtschaftliche Beziehungen zu den Strassburger Familien Martha und Coumes, die zu den eifrigsten Förderern der Société d'Horticulture zählten, kamen eine Reihe bekannter Neuzüchtungen ins Illried bei Benfeld.

Da die *Birnen* im Obstbau weniger von Bedeutung sind, wollen wir hier nur die älteren Sorten aufzählen. Man zog diese Frucht in der Hauptsache zur Herstellung von Cidre, zur Brennerei und zur Verwendung als Dörr- und Kochobst. Aus den Zeiten der Anfänge der Obstkultur stammen die hohen und oft knorrigten Birnbäume, die man da und dort noch antrifft. Trotzdem man früher die jungen Bäume sich selbst überlassen hatte und sich um ihre Pflege und den Baumschnitt gar nicht kümmerte, konnte man wahre Riesen von Aepfel- und Birnbäumen («pommiers gigantesques») sehen. In dem Gewann Geissenköpfeln (Rheinau) steht ein solcher Veteran, ein *Paulus-Birnbäum*, dessen Alter auf über 100 Jahre geschätzt wird. Neben dem Reuterhof an der Boofzheimer Schleuse sehen wir einen riesig hohen *Holzbirnenbaum* (Wildbirne), dessen kleine, kreisrunde Früchte nur zur Weinbereitung verwendbar sind. In Baldenheim befindet sich ein *Wehrli-Birnbäum* (Kröpf- oder Wuribirne), so gross wie eine mächtige Eiche. Die Birnen sind zum Rohessen ungeniessbar, aber gut zum Kochen und zum Keltern. Im jüngeren

Obstbau werden diese stattlichen, gesunden Bäume eine grosse Seltenheit sein. Schädlinge aller Art sorgen dafür, dass die Entwicklung unserer Obstbäume keine so hemmungslose und üppige wie früher sein wird.

Von altersher bekannt ist die Früh- oder Erntebirne, die auf sehr hohen Bäumen ihre strohgelben, saftreichen Früchte reift. Auf kleinen Bäumen zeitigt im Juli die kleine, schmackhafte Heubirne und die frühe, sehr gute Magdalenenbirne. Wer kennt nicht die Madamenschenkel (Cuisse-Madame, «shoking»), die gelben Eierbirnen (auf sehr hohen Bäumen) und die rotgestreiften Handschuhbirnen? O. Pfiffer berichtet von einer Kilbe-Birne, die in Baldenheim auf sehr hohen Bäumen wächst und zur Zeit der Baldenheimer Kilbe (Ende August) reift. Diese kleine, rotgestreifte Birne wurde früher viel von den Müttersholzer Hausfrauen für Dörrzwecke aufgekauft und daher in diesem Dorfe Baldenheimer Birne genannt. Erst in neuerer Zeit wurde die Bunte Julibirne, deren stumpfkegelförmigen Früchte lachend gerötet sind, angepflanzt. Von Grossvaters Zeiten her bekannt ist der grosse französische Katzenkopf (Catillac) oder Wintertröller, den wir gelegentlich noch in alten Gärten antreffen. Es ist dies die sogenannte Dirlipsbirne. Auch von der Speckbirne sind noch hier und dort alte, knorrige Bäume zu sehen. Weitere, mehr oder weniger altbekannte, lokale Birnensorten sind die länglichen Zuckerbirnen, die Lorentzen-, Clauss-, Paulus- und Mehlbirnen, die graue, saftige Kugelbirne, die Hanf- und Kannenbirne (vorzügliche Schnitzbirne), die graugetüpfelte, grüne Lesonierbirne, die graue Winterbirne oder Martinsack. Schliessen wir mit der kleinen Geisshirtel-Birne (Stuttgarter Gaishirtle), die trotz ihrer kleinen Form und kurzen Haltbarkeit, aber wegen ihres ausserordentlich guten Geschmacks immer wieder angebaut wird.

Vor 1870 stack der Obstbau im Ried noch in seinen Kinderschuhen. Die Pastorenbirne (Curé, Poire-Curé, Belle de Berry, Andréine), die heute sehr viel gezogen wird, war vor 50 Jahren noch fast unbekannt in den Rheingegenden. «C'est presque un fruit de luxe à la campagne», schrieb das Journal de la Société d'Horticulture du Bas-Rhin im Jahre 1880. Dagegen fand die Bonne Louise d'Auranche, «le vrai type de poire», schon wenige Jahre nach ihrer Züchtung überall im Ried günstige Aufnahme. Als im Jahre 1875 die erste staatliche Obstbauschule bei Brumath (Grafenburg) gegründet wurde, kannte man im Ried noch keinen systematischen Obstbau, d. h. keinen Feldobstbau, in welchem Aepfel und Birnen nach auswärts auf den Märkten und im Handel abge-

setzt wurden. «La production fruitière en Alsace-Lorraine laisse encore beaucoup à désirer surtout sous le rapport de la qualité du fruit», lesen wir in den Fachzeitschriften. Dann kam der harte Winter 1879/1880, welcher alle Hoffnungen zerstörte. Poehlmann, Kreisdirektor in Erstein, suchte mit allen Mitteln den schwer darniederliegenden Obstbau zu heben. Ihm standen eine ganze Elite eifriger Obstzüchter zur Seite. In mehreren Dörfern wurden Gemeinde-Obstbauschulen errichtet. Nennen wir vor allem das Dorf Obenheim, wo Lehrer Felix Kest (1865—1951) im Jahre 1889 einen musterhaften Obstgarten anlegte. Alljährlich wurden Hunderte von Bäumchen kostenlos an die schulentlassenen Knaben verteilt und viele andere an die Feldwege verpflanzt. Am 19. 1. 1887 beschloss der Gemeinderat von Rheinau die Anlage einer Obstbauschule (Gewann Hirtenumbruch). Hier wurden die Gemeinde und der Obstbauwärter Joseph Kuhri (1854—1921) mehrfach von der Regierung ausgezeichnet. Ueber 2000 Kernobstbäume haben auf den Allmenden in Rheinau Anpflanzung gefunden. In Herbsheim zählte der Lehrer Valentin Baumann (1861—1922) zu den Vorkämpfern der Obstzucht, und man kann ruhig sagen, dass die heutige Obstkultur in diesem Dorfe Baumanns Werk ist. Mit welchem Eifer der frühere Maire Auguste Krempp (1858—1910) in Friesenheim den Obstbau förderte, beweisen die vielen Obstbaumgruppen, welche heute die verschiedenen Bannteile schmücken. Der Krempp'sche Anbau-Plan gibt uns eine genaue Uebersicht der Aepfel- und Birnensorten, welche vor 40 Jahren im Ried gezogen wurden. Ueberblicken wir die gesamte Obstkultur im Ried zwischen Benfeld und Rheinau, so erhalten wir, was die Aepfelzucht im Felde anbelangt, ungefähr folgendes Bild: 1. Christkindler 60%, 2. Trierer Weinapfel 20%, 3. Roter Eiseraepfel (stark vertreten), 4. Grüner Fürstenaepfel (stark vertreten), 5. Maiapfel, 6. Graue Herbst-Reinette, 7. Baumanns Reinette, 8. Rheinischer Bohnapfel. Sonst in Gärten und in Gartenfeldern gehaltene Apfelsorten sind die Wintergold-Parmänen, die Winter-Ramboure, einige Reinettenarten (Cassler Harbert's Reinette) und der Grosse Alexander (Rambour).

Die obige Zusammenstellung ist lediglich eine Durchschnittsstatistik. Das Anbauverhältnis ist im Illried, im Schlettstadter Ried, wie überhaupt in jeder Gemeinde ein anderes. Immerhin zeigt die angeführte Verteilung den besonderen Charakter des Obstbaues in unseren Rhein- und Riedgegenden. Es handelt sich in erster Linie um Aepfelsorten, welche rauhe, zugige Lagen im offenen Felde gut vertragen und sich zur Weinbereitung eignen. Als vor dem Kriege 1914/18 der Weinbau infolge ständiger Misser-

ten immer unrentabler wurde, hat man solche Mostäpfel in Mengen angepflanzt. Es liegt auf der Hand, dass diese Apfelsorten, die meist kleinfrüchtig sind und nur wenig Handelswert besitzen, nicht mehr in den modernen Obstbau passen. Zudem haben die Kiesreben (Hybriden) den Mostäpfel vollständig verdrängt. So erhielt z. B. der Trierer Weinapfel, welcher in unserer Statistik den zweiten Platz einnimmt, bei der Umfrage des Landesobstbau-Verbandes an die unterelsässischen Sektionen über die anbauwürdigsten Obstsorten (1951) nur die Punktzahl 1 (die Höchstzahl war 22). Ebenso schlecht wurde die Graue Herbst-Reinette beurteilt. Dagegen stehen die Baumanns-Reinette (20 Punkte), der Winter-Rambour (18), der Christkindler (12) und der Rheinische Bohnapfel (12) im Landessortiment unserer Heimat an erster Stelle.

Im Birnenbau hat die Pastorenbirne (oft mit St. Germain verwechselt) die höchste Punktzahl (17) aller Birnensorten erhalten. Sie wird im Ried am meisten gezogen. Nach ihr kommt die Williams-Christbirne («Bunkretin» = Bon Chrétien), die E. Hering treffend als «den rechten Typus einer Handelsbirne» kennzeichnet. Alte und eingeführte Birnensorten, die wir hier und dort im Liebhaberobstbau finden, sind weiter die verschiedenen Butterbirnen (Gellerts-, Diels-, Siegels- und Hardenpontsbutterbirne), Claps Liebling, Forellenbirnen, St. Germain, Neue Poiteau und Herzogin von Angoulême.

Aus den ersten Zeiten der Obstkultur stammen auch die vielen knochigen Kirsch- und Birnbäume der Feldwege und Strassen. In den Jahren 1850—1860 wurden Tausende von Wildkirschbäumchen (für 10 Centimes das Stück) aus den Riedhursten an die Chausseen verpflanzt. Früher wurde im Zelsheimer Klosterwald die Wildkirsche massenhaft zur Schnapsbrennerei geerntet. So mancher alte Kirsch- und Birnbaum hat seine Geschichte. In den Herbsheimer Sterberegistern des 17. Jahrhunderts lesen wir oft genug: «obiit labsus ab arbore ceraso». An der Strasse Friesenheim-Neunkirch zeigt ein in einen hundertjährigen Birnbaum eingeschnittenes Kreuz die Unglücksstelle des im Alter von 42 Jahren abgestürzten Landmannes Louis Oberle († 27. 9. 1898) an.

Auch das Kernobst wird in zwetschgenarmen Jahrgängen zur Brennerei herangezogen. In keinem Bauerngarten fehlt die Hauszwetschge, diese typisch elsässische Frucht. Ebenso sind die Mirabellen und die grünen Reineclauden noch häufig. Zu den alten Pflaumensorten, die überall in Gärten, in vernachlässigten Gartenfeldern und an Einzäunungen herumwachsen und wild in die Höhe kommen, gehören die blauen Erntepflaumen («Schisspflimle») — vgl. «Pflaumenkilbe» in Daubensand —, die grossen, gelben Rosspflaumen («Huenerlöchle»), die kleine, rote Zuckerpflaume, die schwarzblauen Glatsteinlen («Bilschel») und die Dörrpflaumen. Letztere hängen manchmal noch an den Zweigen, wenn die Blätter nach einem Frostwetter bereits abgefallen sind.

Unser geschätzter Freund Baldensperger Fr. (Sundhausen), der eine 50-jährige Erfahrung im Obstbau hinter sich hatte, als er im Jahre 1936 starb, und unsere hervorragenden, landwirtschaftlichen Berater O. Pfiffer (Baldenheim) und O. Walter (Friesenheim) vertreten die Ansicht, dass der Obstbau im Ried kränkelt und dass er trotz aller Anstrengungen mehr und mehr zurückgeht. Die Hauptursache liege darin, dass man als Unterlagen keine echten Wildlinge mehr benütze. Mit dem Aufschwung der Handelsbauschulen verbreitete sich der Obstbau immer rascher, ohne diese Gefahr zu ahnen.

Das ausserordentlich günstige Obstjahr 1951 hat unseren Obstzüchtern auf dem Lande gezeigt, welche Sorten vom Handel verlangt werden und dass im Feldobstbau gerade die grossfruchtigen, marktfähigen Sorten fehlten. Man sucht heute ein engeres Landessortiment aufzustellen, und den Obstbau gewissermassen zu standarisieren. Im Winter 1951/52 hat der unermüdliche Lehrer Charles Kapp, der würdige Nachfolger seines Schwiegervaters Felix Kest (Obenheim), die Obstbausektionen im Ried neugegründet und sie der Association Centrale der elsass-lothringischen Obstzüchter (Strassburg) angeschlossen. Die Ortsgruppen waren vor dem Krieg 1914/18 im Ried zwischen Benfeld und Rheinau von der Kreissektion Erstein abhängig. Mit Rücksicht auf die besondere Lage der Obstkultur in der Riedlandschaft ist beabsichtigt, einen Obstbau-Verband «Ried» zu bilden.



Bürgerliche und bäuerliche Tänze im alten Elsass

Von Dr. J. Lefftz

Nachdem wir im Märzheft unter dem Titel «Der Tanz im alten Elsass» Wesen und Wandel der altelsässischen Tanzsitten im Laufe der Jahrhunderte dargelegt haben, möchten wir noch auf die alten Tänze im einzelnen näher eingehen. Wir schauen bis ins 16. Jahrhundert zurück und berücksichtigen die bürgerlichen und bäuerlichen Tänze, mag es sich nun um echte Volkstänze oder um gesunkene Kunsttänze handeln. Die Satiriker, Sittenprediger und Chronisten des 16. Jahrhunderts nennen uns bereits neben den altheimischen viele fremde Tanzweisen. Es ist die Zeit der Entartung und Verwilderung. Von den harmlosen Hof- und Geschlechtertänzen, die nach Fischart «kein herumspännlein leiden können», erfahren wir im älteren Schrifttum nicht viel, die Satiriker sprechen mehr von der «ander Tantzschul», welche «Buben- und Huren-tänze» den ehrbaren Tänzen vorzieht. Die Melodien der alten Volkstänze sind sehr spärlich erhalten. In den Lautenbüchern und Tabulaturen des 16. Jahrhunderts hat man vor allem die international-höfischen Formen, vornehme Bürger- und Gesellschaftstänze notiert, Volkstänze aber nur insoweit, als in den sogenannten «Nacht-tänzen», für die auch Namen wie «Springtanz», «Hüpfauft», «Hoppeltanz» und «Proporz» gebraucht werden, volkstümliches Tanzgut vorlag. In dem Klavierbuch und dem handschriftlichen Sammelheft mit Tänzen und Liederbearbeitungen, welche der Strassburger Hans Kotter in der Zeit von und nach 1515 für Bonifacius Amerbach in Basel anlegte, sind Tanzstücke enthalten, die keine Tanzlieder, sondern reine instrumentale Tänze sind und zeigen, dass schon im ersten Drittel des 16. Jahrhunderts neben dem Volkstanz im Freien und den Tänzen des Adels auch eigentliche Bürger- und Haustänze existierten. Die in den Kotterschen Tabulaturen überlieferten spanischen Tänze sind erste Zeugen für das Eindringen ausländischer Tänze. Fast gleichzeitig kommen italienische Tänze dazu. Französisches Tanzgut können wir erst in den Lautenbüchern von Bernhard Jobin (Strassburg 1573) und Bernhard Schmid dem älteren (Strassburg 1577) nachweisen. Nachstehend geben wir in alphabetischer Ordnung einen Ueberblick über die bürgerlichen und bäuerlichen Tänze im Elsass vom 16. Jahrhundert bis zum Ende des 19. Jahrhunderts, insoweit wir sie aus dem älteren elsässischen Schrifttum und bei der Bearbeitung von Dr. A. Kassels Volksliedersammlung erfassen konnten. Da diese demnächst zu erscheinen beginnt und der Volkskundeforschung und allen Freun-

den unseres elsässischen Volkstums auch die alten Volkstänze, Tanzlieder und Tanzweisen zugänglich machen will, wäre der Verfasser dieser Abhandlung für alle ergänzenden Nachweise alter Volkstänze und alter Tanzmusik herzlich dankbar.

Der Ackermann, ein alter Singtanz. Melodie ohne Text in einem Musikantenheft vom Jahre 1832 erhalten.

Alle mant d'amour, eine heitere, hüpfende Tanzweise. J. Fischart, der sie im Gargantua (ed. Alsleben, S. 262) erwähnt, dichtete dazu im «Philosophischen Ehezuchtbüchlein (1578) ein «künstlich und lehrreich Tanz-Liedlin . . . im thon des Allemant d'amour Tanz gestellet». Die erste Strophe dieses Tanzliedes «zu Hochzeitlichen fräuden» beginnt also:

Kein grösser Frewd,
Alswo zwey gleiche Herten
Einander lieben beyd :/:

Der Bärenanz war in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ein beliebter Tanz. In vielen unterelsässischen Dörfern wurde er um 1840 noch gern getanzt, in Dossenheim hielt er sich sogar bis gegen 1900. Es scheint zwei Tanzarten gegeben zu haben, die nur das gemeinsam hatten, dass wüst getollt wurde. «Wann's als g'hesse het, jetz mache d'Müsikante de Bäretanz uf, ze het alles glich anfangen ze brumme wie e Bär, un alli sin geje nander g'sprunge.» Bei der einen Tanzart gaben sich zwei Burschen die Linke und tanzten im Kreise herum. In der Rechten hatte jeder einen Stecken, womit er dem andern in die Rippen stiess. Beide brummt nach Bärenart. Dementsprechend spielte die Musik grunzende Töne auf der Bassgeige. Auch die Zuschauer brummten wie die Bären, man kam aus dem Lachen nicht heraus. Die Melodie ist nicht erhalten.

Der Bettlertanz gehört zu den ausgelassenen Volkstänzen, die schon Geiler (Narrenschiff, LX) als «unzüchtiglich und üppiglich» brandmarkt. Bei Murner (Vier Ketzer 3447) bedeutet die Redensart «erst kum ich uff den bettler dantz» soviel wie: jetzt geht's erst recht los. In ähnlichem Sinne verwendet auch Montanus (Gartengesellschaft, ed. Bolte 318, 3 f) die Wendung «da hub sich erst der betler dantz», d. h. da trieben sie es noch schlimmer. Die Melodie dieses Tanzes war dem alten Volksliede vom Bettler entlehnt, das also anhob:

Der reich Mann war geritten aus,
Da kam ein Bettler für sein Haus,



Messtigesellschaft in Alteckendorf 1908

Der bat die Frauen um ein Gab,
Dass sie ihm gäb' von ihrer Hab,
Das Heiaho!

Dieser schlimme, üppige Tanz, anscheinend ein alter Hochzeitstanz, wurde zu Fischarts Zeiten auch in besserer Gesellschaft getanzt. «O mein lieben Gäst, ich sahe den Bettlerdantz auch wol grosse Herren dantzen, vnd den Philipinadantz auch wol ein Bawer» (Gargantua, ed. Alslieben, S. 5).

Der Blau-Storchentanz. Das «blau Storckenlied», ein anzügliches, ausgelassenes Tanzlied, das Fischart im Gargantua (ed. Alslieben, S. 58) erwähnt, wurde bereits im Jahre 1509 in Basel laut dem Rufbüchlein (fol. 55) mit anderen schandbaren Liedern verboten: «schandlich und schmachlieder als der blowstorck». Der blaue Storchentanz war einer der beliebtesten Singtänze im alten Elsass, um 1850 wurde er im Unterelsass nur noch selten getanzt. Heute ist das alte Tanzlied vergessen, aber immer noch klingt seine Melodie unvermittelt und unbewusst in dörflichen Walzermelodien an. Die Spuren dieses alten Volkstanzes konnte Dr. Kassel im Hanauerland bis um 1820 zurückverfolgen. Die erste Textstrophe und die Melodie sind uns erhalten, ersterer nach mündlicher Ueberlieferung aus dem Kochersberg, letztere aus einem Musikantenheft vom Jahre 1832. Sie ist nicht im Takt geschrieben und wurde wohl auch ohne Takt getanzt. Nur zum ersten Satz wurde gesungen, den letzten spielte die Musik. Das Lied begann mit der Strophe:

Hesch dü de blüie Storike nit g'sehn?
Er isch ins Herre Garte gewenn.
Er het gebroche e Rösele rot,
Es het gelitte de bittere Tod.

Wie nach diesem Tanzlied, in dem das Heidenrösleinmotiv anklingt, getanzt wurde, lässt sich nicht mehr feststellen. August Stöber (Kochersberg, S. 48) sah diesen Volkstanz vor 1857 einmal zum allgemeinen Ergötzen der Gesellschaft «höchst posierlich und gravitatisch» tanzen, menuettartig. In Geudertheim kreuzten die Tänzer beim blauen Storchentanz um 1840 die Beine übereinander, sprangen in Kniebeuge und klopfen sich auf Brust, Schenkel und Gesäss nach Art des Schuhplattlers. Aus derselben und späterer Zeit sind uns Varianten des oben zitierten Liedes bekannt, die den unverständlichen «blauen Storch» durch eine Anspielung auf eine Basler Fastnachtfigur ersetzen, so durch «de Vetter Jockel vo Basel», «de Vetter Michel vo Basel», «de lange Hansel vo Basel», «de lange Patschi vo Basel», worin wir den «Meier Bertsch», eine phallische Fastnachtfigur zu erkennen glauben, über die wir bei Geiler Näheres erfahren. Vgl. A. Pfleger, Elsassland 10 (1930), 67 f.

Der Branle ist ein seit 1530 in Frankreich weit verbreiteter Gesellschaftstanz. Der Strassburger Bernhard Jobin hat als erster sechs Branlen in sein Lautenbuch von 1573 aufgenommen.

Der Buchelklopfer wurde in Holzschuhen getanzt, vorwiegend in Dörfern in der Nähe von grossen Buchenwäldungen, so in Pu-



Hördter Messti

berg, Wingen, Volksberg, Philippsburg, Bärenthal, Rotbach, Lichtenberg. In Kleeburg war er noch 1916 in Erinnerung. Dort wurde dieser elsässische Schuhplattler zu folgendem Vierzeiler getanzt:

Was brauche mir Butter,
Was brauche mir Schmalz,
Mir klopf' uns Buchle,
's kosch kaane de Hals!

Aus den Gebirgsgegenden sind uns mehrere Walzermelodien zu diesem Holzschuhtanz überliefert. In allen wurde abwechselnd mit der Musik, gewissermassen als Antwort, mit den Holzschuhen gestampft. Damit wurde das Aufklopfen der Bucheckern oder Bucheln zur Oelgewinnung nachgeahmt, das in jenen Dörfern an langen Winterabenden üblich war.

Der Denteloren, wahrscheinlich ein alter lothringischer Singtanz. Das Wort könnte aus «danse lorraine» entstellte sein, vielleicht liegt aber auch «tanden» (Possen treiben) zugrunde oder italienisches «tentelare, tintinnare» (mit Glöckchen läuten). Murner führt ihn unter den üppigen Hochzeitstänzen an:

Kum har, du schön vnd wol geboren,
Ich dantz mit dir den denteloren (LN 4236 f.)

Der Dragünertanz, ein Liedtanz, der im Anschluss an einen alten Hoppler gesungen und getanzt wurde. Text und Melodie aus Hochfelden um 1840 erhalten. Man sang:

Han'r die Dragüner gsehn
Mit de gäle Kappe? —
Ja, ja, ja, i hab se gsehn,
Hab se höre trappe!
Trapp, trapp,
Trapp, trapp, trapp,
Trapp, trapp,
Trapp, trapp, trapp.

Dabei wurde mit den Füßen im Takt getrampelt.

Der Dranranran, ein wilder und derber Springtanz, den Murner wiederholt nennt. In der «Narrenbeschwörung» (50, 7 f.) lassen die dabei angeführten Dirnennamen den Charakter des Tanzes erraten. Nach M. Spanier ist der Name mit dem Sturmruf der Landsknechte «dran ran ran» zu deuten; schon ein Tanzlied Oswalds von Wolkenstein enthält diese ermunternde Wortfolge.

Der Edelleutetanz figuriert bei Geiler (Narrenschiiff, LX) unter den üppigen Tänzen.

Der Eiertanz war im Unterelsass noch um 1850 üblich. Wenn nach Beendigung des Tanzes die Mädchen fort waren, liessen die Burschen Eier auf den Tanzboden legen und zeigten dann ihre Geschicklichkeit, indem sie dazwischen durchtanzten. Wer ein Ei zertrat, musste jedesmal ein Mass Wein zum besten geben.

Der Erntetanz ist von jeher mit den Erntefesten verbunden gewesen. Welche Tänze um 1860 in der Gegend von Hagenau bei solchen Festen üblich waren, geht aus K. Berdelles Gedicht «Aernegonz» hervor, wo es heisst:

Hopp, iähr Büre-n-uf zuem Donz!
 Käthel, Mejel,
 Michel, Jockel, Hons!
 Licht wie d'Vejel,
 Uf zuem Donz:
 Es isch hit Aernegonz.

Kalopp un Walzer word gedonzt von olle,
 Der Ditsch un äü der wälsch Polka.
 Doch d'Ländler thuän in jedem besser gfolle,
 Oss d'Wisewi (vis-à-vis) un d'Mazurka.

Um 1789 war es nach G. J. Schaller («Schnit-terlied») im Elsass üblich, den Freudentanz am Erntefest mit Sträussen von Backwerk zu tanzen. Reiser wurden zu diesem Zwecke mit Küchelteig umwunden und gebacken. Mit diesen gebackenen Kränzen schmückte sich das Tanzvolk.

Fastnachtstänze. Wie heute wurde auch in alter Zeit an der Fastnacht viel getanzt. Es waren Tänze vermummter Gestalten, die ursprünglich kultischen Charakter hatten und das sinnliche Moment stark in den Vordergrund treten liessen. Hie und da lassen sich noch Spuren alten phallischen Kultes feststellen in Bräuchen, deren Sinn schon im 15. Jahrhundert nicht mehr verstanden wurde. Häufig wurde ein Bock, das alte phallische Opfertier, umtanzt von Männern wie auch von Frauen. Wilde Tänze der Weiber um einen Bock waren z. B. bei der Weiberfastnacht im Münstertal üblich, die 1681 auf Verlangen des Pfarrers von Weier im Tal verboten wurde. Geiler spricht in der «Navicula» (75) von wilden Tänzen und Sprüngen vermummter Gestalten und symbolischer Figuren wie des «Meier Bertschi», dessen ärgerniserregenden Umzug er in seiner Jugend noch am Aschermittwoch sah und bei dessen pudenda die Frauen schwören mussten. Der uralte Kult des Fruchtbarkeitszaubers spukt in diesen sonderbaren Bräuchen der alten Weiberbünde. Ueberbleibsel vom Brauchtum der alten Männerbünde sind die Fastnachtsumzüge der Handwerker. Beim Umzug der Schreiner im Jahre 1566 wurde zu Strassburg ein grosser, wilder Mann, ein beliebtes Fruchtbarkeitssymbol, mitgeführt. Laut Brants Annalen wurde 1482 der Strassburger Maurerzunft «das tanzen um den Bock» abgeschlagen, und zum Jahre 1484 vermerkt dieselbe Chronik: «Die Schuhmacher hant begert, inen zu gönnen ein böckel und ein pffiffel den knechten, die mit den swertern umdantzen». Schwert- und Reiftänze waren beliebte Fastnachtsschaustellungen der Handwerker. Ueber diese vgl. man unsere Ausführungen weiter unten.

Die Gaillarde ist ein beschwingter Tanz italienischer Herkunft, meist im Trippeltakt. In Frankreich und Deutschland verbreitete sich diese Tanzweise im 16. Jahrhundert. Bernhard Schmid der ältere bringt im zweiten Teil seiner

«Zweij bücher Einer Neuen Tabulatur . . .» (Strassburg 1577) unter den fremden Tänzen auch «Galliardo».

Der Galopp, ein schneller Rundtanz, auch Rutscher genannt. Der altüberlieferte Hoppler oder «Hopser» (franz. «Sautouse»), der um 1850 im Elsass viel getanzt wurde, wurde auch Galopp genannt. Beliebt war der Rutscher nach der Melodie «Ein Jäger aus Kurpfalz». Der Liedertanz «Rutsch hin, rutsch her» wurde in Alteckendorf und sonstwo um 1850 nach einer Polkamelodie getanzt, anschliessend folgte ein Walzer.

Die Gavotte, ein französischer Tanz, findet sich in älteren elsässischen Musikantenheften vor 1840 ab und zu. Wie Menuett und Vis-à-vis hat auch dieser Tanz nicht recht heimisch werden können und hat auf den Dörfern nur vorübergehend Eingang gefunden.

Der Hafertanz wird in Redensarten von Geiler mehrmals angedeutet. Wer nicht mit dem Vortanz beehrt wurde und auch nicht in die Mitte kam, musste den «Habern tragen». Dieser war verachtet und galt nichts, er musste, ohne mit dem Kränzlein seitens einer Tänzerin geziert zu sein, «den Habern in dem Waddel hinden nahin tragen» (vgl. Brös. 2, 28b; 2, 95b). Der Hafer, der bei Fruchtbarkeitsriten und im Aberglauben der Liebeswahrsagungen eine grosse Rolle spielt, scheint zum Bewerfen der Mädchen gedient zu haben. In der Pfalz werfen noch heute die Burschen den Tänzerinnen Hafer an die Kleider. So viele Körner hängen bleiben, soviel Kinder soll das Mädchen später bekommen.

Der Hahnentanz ist ein uralter, kultischer Erntetanz, der heute noch im Elsass üblich ist, z. B. in Schwindratzheim und Miesenheim. Geiler spricht oftmals von diesem Volkstanz. Die Redensart «einen Hahn ertanzen» bedeutet bei ihm «einen Vorteil gewinnen»: «Kanstu wol tanzen, so würstu gewinnen den hanen» (Arb. hum. 13 a); «ein hoffertiger, wenn er das erlangt, so meint er, er hab einen Hanen erdantzt» (Postill 3, 26 b; 2, 86 b). Vor 1870 wurde nach Dr. Kassel beim Hahnentanz in Schwindratzheim wie beim Heraustanzen anderer Gegenstände verfahren. Die Teilnehmer bezahlten eine gewisse Summe an den Messtiburschen und tanzten dann der Reihe nach einmal herum. Auf einem Balken des Tanzbodens war ein Talglicht angebracht, welches quer von einem Bindfaden durchzogen wurde, woran ein Trinkglas befestigt war. Sobald das Licht bis zum Faden herabgebrannt war, fing dieser Feuer, und das Glas stürzte in den Saal. Wer in diesem Augenblick tanzte, gewann den Hahn. Der jeweils Tanzende erhielt einen Rosmarinstengel in den Mund, den er seinem Nachfolger jedesmal gab. Wer beim Fallen des Glases den Rosmarinstengel trug, hatte ge-



Aus dem Strassburger Trachtenbüchlein von P. Aubry 1668

wonnen. Später entartete der Hahnentanz, man begnügte sich nicht mehr, den Hahn herauszutanzten, sondern quälte das arme Tier, indem man ihm zur Belustigung der Tanzgesellschaft vor dem Abschlichten und dem gemeinsamen Mahl Wein in den Schnabel goss, ihm Federn ausrupfte, in das Fleisch kniff. Der Hahnentanz wurde nach einer eintönigen Melodie getanzt. Dazu sang man das Liedchen:

Komm', komm', Bippelle, komm'!
 Ich will dir e Hämpfele Fresse gen,
 Ich hab dich jo schon lang nimm geschn.

Dabei wurden die Maiden beim Tanz unter unendlichem Jubel abgeküsst, während sich die Burschen, die nicht tanzten, mit dem Hahn beschäftigten. Mehrere Varianten von Melodie und Text sind uns aus den 1840er Jahren erhalten.

Der Heigerleis ist ein uralter Rundtanz, bei dem zu Geilers Zeiten «schandtliche und schampare hurenlieder» gesungen wurden. Es fassten sich dabei die Teilnehmer an der Hand, immer ein Tänzer zwischen zwei Frauen; Geiler sagt: «Ir meint, ir könntent zu beiden Herden, als do man ein Heigerleiss macht, und könntent Gott ein Hand bieten und dem Richtumb die an-

der Hand, und also umbher dantzen. (Postill 5, 80 a).

Der Heustock, ein alter Singtanz mit Taktwechsel. Aus einem Musikantenheft vom Jahre 1852 ist uns nur die Melodie überliefert.

Der Holzäpfler, ein alter, auch in der Pfalz bekannter Singtanz, der in Dossenheim bis um 1850 üblich war. Dort sang man:

Hoch uf d'r Mür,
 Holzäpfel sür,
 Holzäpfel ess ich gere,
 Kleini Büewe haw i gere,
 Grossi noch viel liewer.

Die alten Holzäpfelerlieder sind zu Kinderliedern, die noch zweideutige Andeutungen enthalten, herabgesunken, vgl. A. Stöber, Volksbüchlein, 2. Aufl. Nr. 26 und Alsatia 1857, 193 f. Die Aepfel und auch die Holzäpfel gelten im Volkslied und Volksglauben als Symbole der Liebe. Schon Fischart sagt: «Aepfel bedeutet Meidlingspiel». In unserm Brauchtum spielten die Holzäpfel noch vor wenigen Jahrzehnten eine bedeutende Rolle. Die Burschen legten sie vor das Fenster ihrer Liebsten, um sie zum Tanz einzuladen; Holzäpfel wurden auch auf dem Tanzboden angestreut.

Der Hoppler, Hopser, früher auch Hoppeltanz, Hoppertanz, Hüpfuff oder nur Nachtanz genannt, ist ein alter Volkstanz und als solcher in den Nachtänzen der altelsässischen Tanzsammlungen, z. B. von J. Kotter (1513) und B. Schmid dem älteren (1577), überliefert. Er wurde in schnellem Tempo gespielt und ist schlicht und koloraturlos. Fischart nennt diese Tänze «Hupf auff, dupf auff» (Gargantua, ed. Alsleben, S. 259). In den elsässischen Musikantenheften zu Beginn des 19. Jahrhunderts finden wir meist nur Hoppler und Ländler (Walzer). Viele Tanzliedchen haben Hopplermelodien, so das heute noch unvergessene Verschen:

Wart nur, Bäwele, wart nur, Bäwele,
Ich verwitsch dich doch am Näwele.
Wart nur Bäwele, ich verwitsch dich doch!

Das Jesustänzlein, auch «Jesusgenglin» und «Klosterdentzlin» genannt, wird von Geiler zu den Narrentänzen gerechnet: «ein gackel oder ein narrenfröd, damit die welt vmbgat, als da man ein Jesus tentzlein thut» (Brös. 8 b). In Murners «Lutherischem Narren» hat der Liebhaber mit Luthers Tochter ein «klosterdentzlin gethon, mit ir ein reyen gefieret schon vnd ein ihesusgenglin gemacht» (LN 3699 ff.). In Zabern war im 16. Jahrhundert ein «Kindeltänzel» zu sehen. Aus den Ratsprotokollen geht hervor, dass dieses jährlich zu Weihnachten von Figuren besorgt wurde, die sich um den Jesusknaben in der Krippe im Kreise bewegten. Vgl. Diözesanblatt 21 (1902), 584.

Der Judenwalzer, auch «Hep-hep-hep»-Walzer genannt, ist ein Singtanz, der um 1860 in Bischweiler nach folgendem Text getanzt wurde:

«Hep, hep, hep, hep, hep,
Ei du mei Mausche,
Sei doch kein Schaudel!
D'r Ette, die Memme, d'r Jakob,
Die Judith, o waih!
Seid ihr aach hier?»

Ein anderer Judenwalzer wurde um 1850 und noch später sehr oft im Unterelsass nach einem Liedtext getanzt, der also begann: «Nu Ette, nu Memme, mei Doved, mei Sorle, mei Itzig, mei Schmule, d'r Mauschele is da!»

Der Katzentanz wurde in Obermodern und anderweitig im Unterelsass bis 1860 getanzt als schnell gespielter Walzer, bei dem sogar geübte Tänzer versagten. Wer fiel oder zuerst hielt, bezahlte eine Flasche Wein. In Schalkendorf wurde dabei entsetzlich falsch gespielt, indem z. B. zwei Geigen ein halben oder einen ganzen Ton voneinander dieselbe Melodie spielten und

dabei mit dem Bogen rätzten. In Kleeburg wurde der Katzentanz um 1860 in anstrengender Weise mehr oder weniger in Kniebeuge mit erhobenen Fusspitzen auf den Fersen getanzt.

Der Kehraus, ein schnell und immer schneller gespielter Hoppler, bildet in der Regel den Abschluss der dörflichen Tanzvergnügen, die früher nach altem, strengem Brauch beim Einbruch der Dunkelheit aufhören mussten. Wer noch blieb, galt als leichtfertig. Drum wurden auch zu diesem Tanze Sprüchlein gesungen wie:
D'r Kehrü, d'r Kehrü! Die Maide g'höre heim,
Un wann se bravi Maide wäre, ze wäre se schon d'heim.

Der Kerzentanz, ein alter Messtanz, der sich im Hanauerland bis zum Ende des 19. Jahrhunderts erhalten hat. Eine brennende Kerze mit einer Glasscherbe hing an einem Bindfaden von der Decke herab. Die Paare tanzten um Mitternacht in einer langen Reihe vorbei. Das Paar, das an der Kerze vorübertanzte, hatte ein Rosmarinsträusslein in den Händen, welches an das folgende Paar abgegeben wurde. Fiel die Glasscherbe zu Boden, so hatte das glückliche Paar mit dem Sträusslein den kostbaren Gewinn zu beanspruchen, den der Wirt ausgesetzt hatte. Auf ähnliche Weise wurde auch beim Hahnentanz der Hahn herausgetanzt.

Der Kikeriki, ein Kontertanz, der im Unterelsass vielerorts bis um 1850 getanzt wurde, zuletzt noch in den 1860er Jahren in Geudertheim. Bei diesem Tanze standen die Paare auseinander und in zwei Reihen gegenüber. Zu je zwei Takten ging man gegeneinander vor und zurück, beim 11. und 12. Takt blieb man stehen, beim 15. folgte Reverenz mit lautem Kikerikruf, beim 14. Kehrt und beim 15. und 16. Takt ging man wieder zurück. Es waren drei Strophen. In der ersten wurden beim 9. bis 16. Takt zur Begrüssung die Hände ausgebreitet, in der zweiten wurde mit den Händen geklatscht, in der dritten drohte man mit dem Zeigefinger.

Kikeriki hiess auch ein Liedertanz mit Polkamelodie, der um 1850 noch im Hanauerland üblich war. Die erste Achtelsnote jedes Taktes wurde mit den Holzschuhen getrappt. Alles brüllte dazu und sang:

D'r Holzschueh lejt im Räge,
D'r Gückelhahn will nimm krähje.

Zum zweiten Teil wurde manchmal gesungen:

Kikeriki, briellt d'r Hahn,
D'Frau isch Meischter, nit d'r Mann!

Oder die Burschen schrien regellos: Kikeriki, Kikeriki!

(Schluss folgt.)

Aus der Chronik des Dorfes Bläsheim

Die Jugend lebt von der Hoffnung, von der Erinnerung das Alter. Dieses blickt wehmütig in die Vergangenheit, jenes schaut siegessicher in die Zukunft. Zwischen beiden Zeiten liegt die kurze Gegenwart wie ein schmaler Berggrat, von dem die Blicke rückwärts schweifen auf die durchwanderte Lebensstrecke, die besät ist mit den Trümmern enttäuschter Hoffnungen und den Erinnerungen seltener Glücksstunden. Sie fliegen aber auch prophetisch vorwärts und suchen den dichten Nebelschleier zu durchdringen, mit dem das Schicksal die Zukunft weise verhüllt. Während die Jugend die dunkle Scheidewand mit bunten Traumbildern bevölkert, wendet das reife, durch Erfahrungen gewitzigte Lebensalter seine Blicke am liebsten in die Vergangenheit, um daraus die Zukunft zu deuten. Entspringen doch aus gleichen Ursachen die gleichen Folgen, wie aus denselben Samenkörnern stets dieselben Früchte reifen.

Weil die Vergangenheit der beste Spiegel der Zukunft ist, muss jede neu erscheinende Dorfchronik auf das wärmste begrüßt werden. Das Dorf wird uns noch einmal so lieb und wert, wenn wir seine Vergangenheit kennen. Wer möchte fremd sein in seinem eigenen Hause? Und wie jedes Haus, so hat auch jedes Dorf seine Geschichte. Dort oben auf dem Berge steht der alte Kirchturm. Wer hat ihn erbaut? Vielleicht dein Urahn, der unter jener von Generationen abgetretenen Grabplatte liegt. Woher hat das Dorf seinen Namen, woher kam deine Familie, was verrät dir dein eigener Namen, der des Nachbarn? Was können dir die alten Bauernhäuser, die Gassen und Dorfplätze erzählen? Wer hat die Wege und Bächlein, die Felder und Wälder im Gemeindebann getauft und gebraucht? Das wäre doch gar zu schön, wenn man in den langen Hofzeilen und Ackerzelgen lesen könnte wie in einem aufgeschlagenen Buche.

Dieses kostbare Buch hat der Pfarrer von Bläsheim seiner Gemeinde geschenkt. Es ist die «Chronik des Dorfes Bläsheim» von Willy Guggenbühl (Druck und Verlag Gebr. Sohn, Zabern 1935. Schriften der Elsass-Lothringischen Wissenschaftlichen Gesellschaft zu Strassburg. Alsatica und Lotharingica Band XV, 8^o, XVI und 250 S.). Es ist nicht zuviel gesagt, wenn wir die Bläsheimer Chronik ein Muster der Dorfgeschichtsschreibung nennen. Wie ein auf weite Sicht gebautes Bauernhaus ruht das Buch auf festen Grundmauern. Ernste Forschung hat die Bausteine dazu geliefert. Ein geschickter Baumeister hat darauf aus bodenständigem Material einen prächtigen Fachwerkbau mit geschnitzten

Balken und luftigen Galerien gesetzt, daran Herz und Auge ihre Freude haben. Die braungetäfelten Stuben und weissgetünchten Kammern hat ein guter Hausgeist mit starken, geschmackvollen Zweckmöbeln ausgestattet und Kasten und Truhe mit alter Bauerntracht und selbstgesponnenem Getüch angefüllt. Mit solch einem festgegründeten und wohlgeründeten Bauernanwesen möchte ich das wissenschaftlich gut unterbaute und in jeder Beziehung stofflich reich ausgestattete und volkstümlich geschriebene Buch Pfarrer Guggenbühls vergleichen. Es ist ein herzerfreuendes Hof- und Hausbuch, von einem Kind des Volkes aus dem Volk für das Volk geschrieben. Statt den überquellenden Reichtum des Buches inhaltlich zu zergliedern und eine trockene Aufzählung der Kapitelüberschriften — es sind deren über dreissig — zu geben, ziehen wir es vor, den Verfasser selbst zu Worte kommen zu lassen, und teilen aus der Chronik eine Reihe von heimat- und volkskundlichen Bildern mit, die auch einen weiteren Leserkreis interessieren.

Der Glöckelsberg

Man muss den Glöckelsberg in seinem schönsten Kleide im Frühjahr im herrlichen Blütenschmuck gesehen haben. Von der Plattform des massiven, steinernen Turmes, der sich zwischen den Gräbern des Bergfriedhofs erhebt, erfreut die Augen ein Rundblick, wie er von vielen hohen Vogesenbergen nicht schöner und umfassender ist.

Ueber die Gräber des Friedhofs, auf dem heute noch die Bläsheimer ihre letzte Ruhestätte finden, blickt man über üppige Felder und saftige Wiesen, in die Dörflein um Dörflein eingestreut ist. Mancher Ort ist aber auch hinter den Riedwäldern versteckt und streckt nur den Kirchturm hinter den Bäumen heraus. Je weiter wir blicken, desto mehr scheinen sich Dörfer und Städtchen ins Landschaftsbild zu drängen. Nur nach Norden zieht die Kolbsheimer Höhe der Fernsicht eine Schranke. Dafür aber grüsst im Westen die Vogesenkette vom Brotsch bei Zabern ab bis zu den Bergen des Münstertales und dem Grossen Belchen. Die Zaberner Berge bis hin zu der Umgebung von Lichtenberg sind bis auf einen kleinen Ausschnitt, aus dem ein Stück des Herenstein hervorschaut, verdeckt durch eine Hügelkette. Dagegen sind im Norden die Berge der Niederbronner Gegend bis hin zu den nördlichsten Ausläufern der Vogesen in der Pfalz zu erkennen. In nächster Nähe heben sich in den Mittelvogesen besonders deutlich ab Schneeberg, Mutzigfels, die beiden Donons im hintern Breusch-

tal, Ruine Girbaden, Hochfeld, Neuntelstein, Ottrotter Schlösser, Odilienberg, Männelstein, die Ruinen Landsberg, Andlau und Ortenburg. Den Anfang der Südvogesen macht die Hohkönigsburg am linken Ende eines flachen Bergrückens. Der Kahle Wasen ist bei einigermassen guter Fernsicht immer zu sehen. Eine schwarz bewaldete Bergkuppe, die den Vogesen vorgelagert ist, erhebt sich in nordwestlicher Richtung: der Scharrach.

Jenseits des Rheins dehnt sich der Schwarzwald aus, dessen Berge vom hohen Norden bis zum Feldberg oder badischen Belchen sichtbar sind, ebenso wie der dem Schwarzwald vorgelagerte, niedrigere Gebirgsstock des Kaiserstuhls im Südwesten. Der Rauch der Lokomotiven verriecht uns, wo Schlettstadt liegt, während die Schornsteine der Ersteiner Zuckerfabrik die Lage der Kreishauptstadt angeben. Und wer etwas ganz Feines sehen will, der mache sich am Johannistag beizeiten auf die Höhe. Dann sieht er im Osten die Sonne hinter dem Strassburger Münster aufgehen, das sich silhouettenartig am Horizont abhebt, als wolle es aus dem engen Häusermeer flüchten. Wem das Glück besonders hold ist, der kann an klaren Oktobertagen vom Glöckelsberg aus die Herrlichkeit der schneebedeckten Alpenkette geniessen.

Glänzend schlängelt sich die Ehn durch das Wiesenland der Bläsheimer Mühle am Ausgang des Dorfes zu. Noch schöner wird der Blick über das Dorf, wenn man durch die Rundbogenfenster des Turmes unterhalb der Plattform die Schönheit der Landschaft betrachtet.

Wer sich den Turm von aussen etwas genauer angesehen hat und die Sprache der Steine versteht, dem wird er davon erzählen, dass er der einzige Ueberrest eines einst stattlichen Baues ist, der fast ein Jahrtausend lang die Glöckelsberghöhe zierte und das Wahrzeichen Bläsheims und seiner Umgebung bildete. Noch sind ja auch auf der Ostseite die Spuren nicht verwischt, die Kunde davon geben, dass der jetzige Aussichtsturm in früheren Jahrhunderten der Glockenturm eines Gotteshauses war, das die Bläsheimer nur die Bergkirche zu nennen pflegten, eine Bezeichnung, die nunmehr auf den verstümmelten Kunker längst entschwundener Zeiten übergegangen ist.

* * *

Die Bläsheimer Schlösser

Das alte Bläsheimer Schloss stand im heutigen «Lustgarten». Es war von einem Fischweiher umgeben und besass einen vom Hauptgebäude getrennten Turm. Leider ist kein Bild desselben erhalten. Auch das Innere war prächtig ausgestattet. Nur noch ein kleines Stück der Umfassungsmauer ist stehen geblieben an der Strasse

nach Hindisheim. Eine grössere Mauerpartie wurde zugleich mit der Umfassungsmauer des jetzigen Schlosses bei Beginn des letzten Krieges aus strategischen Gründen von der deutschen Militärbehörde niedergelegt. Bereits im Juni 1806, nach dem Tode der letzten Trägerin des Namens Bock, wurde das alte Schloss nebst Küchengarten, Obstgärten und Wiesen zum Verkauf feilgeboten. Aber es fand sich kein Liebhaber. Einige Jahre später wurde es auf Abbruch an den Müller Lauth von Hangenbieten verkauft.

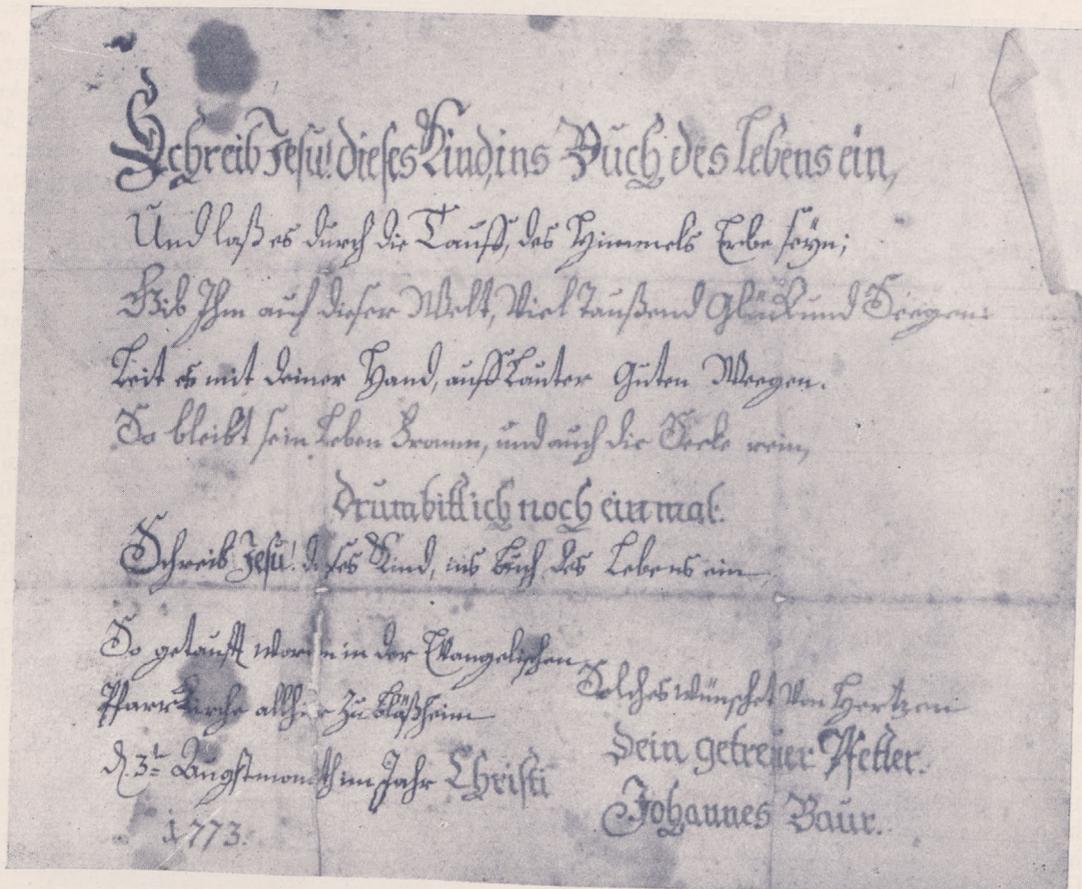
Das jetzige Schloss im Empirestil steht mit der Rückseite nach der Hauptstrasse. Es kam 1850 durch Kauf an Johann Georg Weber und ist im Besitz der Nachkommen Webers geblieben. Dies sog. kleine Schloss stammt aus dem 18. Jahrhundert. Wie eine vornehme, ahnenstolze Marquise steht es unter den Bauern und träumt von entschwundener Jugendherrlichkeit. Einst kamen von Strassburg die vornehmen Gesellschaften, um die adligen Freunde auf ihrem Landgut zu besuchen. Aber auch Goethes Lili, die jugendlich schöne Frau von Türckheim, kam oft von Krautergersheim herüber und war im Schloss ein gern gesehener Gast. Wie musste der Hof mit seinem urnengezierten Brunnen mit der Bronzeröhre in Form eines grimmigen Delphins widerhallen vom Jauchzen der frohen Gäste! Noch erinnert im obern Stockwerk der grosse Gesellschaftssaal mit seinen malvenroten, grossgemusterten Tapeten, seinen dunkeln Mahagonispiegeln und der zarten, in reinem Empirestil gehaltenen Deckenprofilierung an vergangener Zeiten Glanz. Die uralten Bäume im ehemaligen Lusthain mit dem Freundschaftshügel, das strohgedeckte Waschhaus an der Ehn und die hohe Umfassungsmauer des Gartens fielen der Erregung der ersten Kriegswochen zum Opfer.

* * *

Entstehung der Urfarrei Glöckelsberg

Wie kam der Glöckelsberg zu seiner Pfarrkirche? Ursprünglich hatte nicht jede Gemeinde ihre Kirche. Mehrere Einzeldörfer schlossen sich zu Markgenossenschaften zusammen. Diese hatten schon vor der Einführung des Christentums in der Regel gemeinsame Satzungen und Gerichtsbarkeit. Wald und Weide waren Gemeingut. Innerhalb dieses Sprengels, gewöhnlich im Zentrum, zumal wenn es sich um eine Anhöhe handelte, wurde eine Taufkirche errichtet, die nun die Mutterkirche war.

Ohne Zweifel war der Glöckelsberg von altersher die Gerichts- und Malstätte solch einer Markgenossenschaft, zu der vermutlich die Dörfer Innenheim, Geispolsheim, Bläsheim, sowie die abgegangenen Dörfer Undoltzheim und Hattisheim gehörten. Die Pfarrei Glöckelsberg dürfte wohl im Anfang mit solch einer Markgenossenschaft



Taufbrief aus Bläsheim vom Jahre 1773

Cliché aus der „Chronik des Dorfes Bläsheim“

identisch gewesen sein. Freie Bürger haben sich auf dem zentral gelegenen Glöckelsberg eine Pfarrkirche erbaut. Die spätere Bergkirche war aber kaum das erste Gotteshaus der als freie Urfarrei anzusehenden Gemeinden. Diese löste wahrscheinlich wie auch anderorts ein aus Holz erbautes Gotteshaus ab. Denn der Steinbau setzte, wenn man von wenigen Ausnahmen abieht, für die Kirchen erst im 10. und 11. Jahrhundert ein. Die alte Mutterpfarre auf dem Glöckelsberg bekam erst um die Jahrtausendwende ihr prächtiges Gotteshaus, das 900 Jahre dem Berge und insbesondere dem Ortsbilde Bläsheim sein Gepräge gab.

Gerne wüssten wir, welchem Heiligen die erste Bergkirche geweiht war, zumal wir dann eine ungefähre Handhabe für die Berechnung der Zeit der Kirchengründung hätten. Jedenfalls ist der hl. Blasius, dem die spätere Bergkirche wohl mit Anspielung auf den Namen «Bläse» geweiht war, nicht der ursprüngliche Patron der Glöckelsberg-Mutterkirche. Denn der Blasiuskult tritt im Elsass erst im 11. Jahrhundert auf. Immerhin besteht die Möglichkeit, dass die steinerne Bergkirche wenn nicht gleich, so doch sehr frühe unter das Patronat des hl. Blasius gestellt wurde.

Der Nachtwächter

Ein Stück Dorfpoesie ist erst vor zehn Jahren mit der Aufhebung des Nachtwächteramtes entgültig verschwunden. Philipp Hochstetter war der letzte, der dies Amt bekleidete, das sich unsere Grossväter nicht aus dem Ortsleben wegdenken konnten.

Die Nachtwächterrunde, die einst jede Stunde gemacht wurde, umfasste ursprünglich zwölf Stationen. Von einem Beiwächter begleitet und mit einem Spiess bewaffnet, liess der Nachtwächter das Horn zunächst vor der Mairie erschallen. Von hier aus gingen sie gegen die Mühle bis zur Scherersgasse, an deren Ecke das Horn wieder ertönte. Dann ging's durch die Scherersgasse zum Schwanen an der Hauptstrasse und von hier zur früheren Ziegelei. Nun schritten sie die Hauptstrasse zurück zur Muckengasse, um dann zum Pfarrhaus zu gehen. Der Pfarrhof diente als Durchgang zur Allerheiligengasse. Wo dieselbe in die Hauptstrasse mündet, wurde wieder geblasen. Nun ging's das Dorf hinaus rechts in die Gasse vor das Haus Adam und durch den Hof desselben in die Reichgasse. An der Ecke Reichgasse-Mattenend bis zum Siebenkamineck, von

dort hinten herum an der Kleinkinderschule vorbei, um an der Strassenkreuzung das letzte Signal zu geben.

Während der Nachtwächter sein ständiges Lager auf der Wache hatte, brachten die Beiwächter, die Nachtdienst hatten, ihren Sack mit Spreu und Häcksel mit, um damit das harte Nachtlager auf der Wachpritsche etwas zu polstern. Selbstverständlich hat es von jeher nicht an solchen gefehlt, die behaupteten, dass der Nachtwächter während seiner Runde den Dieben nicht ins unsaubere Handwerk pfusche. Er liess sich ja alle paar Minuten laut vernehmen, sodass man genau wusste, wo er war, und sich dementsprechend einrichten konnte.

Das Amt des Nachtwächters ist wohl eines der ältesten Gemeindeämter. Bis 1789 hatte der Nachtwächter noch sieben Beiwächter. 1790 wurde ihre Zahl auf drei herabgesetzt. Während der Revolution waren zwei Nachtwächter angestellt und besoldet, während die Beiwächter ihren Dienst umsonst versahen. Von 1844 ab waren alle Bürger im Alter von 20—60 Jahren wachtdienstpflichtig und zwar im Winter von 6 Uhr abends bis 6 Uhr früh, im Sommer von 7 Uhr abends bis 5 Uhr früh. 1857 verbot eine Gemeinderatsordnung die Besuche auf der Wache, um gemütlich eine Pfeife zu rauchen, «weil das viele Rauchen gesundheits-schädlich sei». Von 1905 ab wechselten zwei Hauptwächter mit je zwei Beiwächtern miteinander ab. Der Hauptwächter hatte im Sommerhalbjahr um 10 Uhr abends zu läuten, um 12 und 2 Uhr den Rundgang durch das Dorf zu machen und mit dem Wächterhorn die Stunden anzukündigen. Im Winter wurde um 9 Uhr geläutet und um 10, 12 und 2 Uhr geblasen. Nach Beendigung des Dienstes wurde die Morgenglocke geläutet. Schliesslich blieb der Nachtwächter nur noch allein auf der Wache, bis mit dem Tode des letzten Nachtwächters 1924 das Amt einging.

* * *

Der Bläsheimer Weibertag

In den alten Gemeinderechnungen kehren regelmässig Ausgabeposten wieder, die bestätigen, dass man auch hier das kannte, was Fischart mit «der lieben Weiber Saufftag» bezeichnet hat. Fast durchs ganze 17. Jahrhundert hindurch lässt sich der Brauch verfolgen, nach dem die Frauen an einem einzigen Tag im Jahr «Meister» waren.

In Bläsheim gehörte der Pfingstmontag den Frauen. Unter dem hohen Protektorat der Gemeindebehörde versammelten sich die Frauen im Wirtshaus und gefielen sich in der Rolle, die sonst ausschliesslich den Männern zufiel. Bei diesen Zusammenkünften war die Männerwelt ausgeschaltet. Jedoch konnte der Mann sich freien Eintritt verschaffen, wenn er bereit war, ein

Mass Wein zu bezahlen. Gelüstete es aber doch einen, sich dies Treiben anzusehen, ehe er sich zur Uebernahme dieser Verpflichtung bereit erklärt hatte, so wurde ihm Mütze oder Jacke weggenommen, und nur «mit klingender Münze» konnte er sein Eigentum wieder erhalten.

Der Heimburger hatte als einziger freien Zutritt, natürlich durfte auch er nicht mit leeren Händen kommen. Er verzehrte mit den ausgelassenen Vertreterinnen des schwachen Geschlechts «den pfleeg». In den Abrechnungen kommen darum Wendungen vor wie diese: «Am Pfingstmontag den bürgerweibern wegen des pflegs zum besten geben 12 Schilling 4 Pfg. (1671). Dass es sich bei diesem Weiberzechtag um einen uralten Brauch handelt, wird öfters betont: «Item als die weiber alter gewohnheit nach dem Heimburger den Pfleeg verzert, hat es kost 10 Schilling» (1658). Das Wort «pflege» bedeutet nach mittelhochdeutschem Sprachgebrauch auch die schuldige Leistung oder Abgabe. Immerhin war diese Belastung des Gemeindebudgets ungleich tragbarer, als wenn die trinkfesten Männer sich für ihre Bemühungen frei halten liessen. Die Bezeichnung Schur- oder Hirztag kommt in Bläsheim nicht vor.

* * *

Kameradschaften

Dem modernen Vereinswesen blieb es vorbehalten, den Kameradschaften den Todesstoss zu versetzen. Junge Burschen, die gemeinsam am Konfirmationstage vor den Altar getreten waren, fühlten sich durch das Band gemeinsam genossenen Unterrichts so fest miteinander verbunden, dass sie auch nach der Konfirmation, die früher mit der Schulentlassung zusammen fiel, wie Pech und Schwefel zusammenhielten.

Solch eine Kameradschaft war in der Regel alles andere als ein Tugendbund, wenngleich Treue und Hilfsbereitschaft in hohem Masse gepflegt wurden. Die Zugehörigkeit zur Kameradschaft war sozusagen obligatorisch. Wehe dem, der eigene Wege gehen wollte. Er wäre unfehlbar die Zielscheibe aller Neckereien und Bosheiten geworden, zu denen man in diesem Alter immer aufgelegt ist. Dem Pharisäer, der besser sein wollte als die andern, konnte unter Umständen in derbster Weise übel mitgespielt werden.

Oft genug hatte aber auch gegenseitige Rivalität die einzelnen Jahrgänge miteinander verfeindet. Es ist nicht zu verwundern, wenn die Augen der Eltern, des Seelsorgers und des Lehrers im allgemeinen nicht mit Wohlgefallen auf diesen Kameradschaften ruhten. Umso fester hielten diese daran, sich durch gemeinsame Arbeit bei den Eltern ihrer Mitglieder in ein günstigeres Licht zu setzen. So wurde abwechselnd bei Bürgersleuten nächtlicherweile gedroschen oder Holz



Bläsheimer Taufbrief vom Jahre 1778
(Cliché aus der „Chronik des Dorfes Bläsheim“)

gesägt. Geld nahm man nicht an, dafür war man umso empfänglicher für das Trinken. Wer eine schöne Tochter im Hause hatte, brauchte nicht zu befürchten, von den Kameradschaften vergessen zu werden. Unter Absingen von allerlei Liedern und bei frohen Scherzen ging die gemeinsame Arbeit flott von statten.

* * *

Maienstecken

Alljährlich am ersten Mai werden noch heute von jungen Burschen vor den Wirtschaften grosse Maie angebracht. Diese Aufgabe fiel früher den Kameradschaften zu und zwar am Pfingstmontag. Jede Kameradschaft hatte ihre bevorzugte Wirtschaft. Unter diesen hatte der «Ochsen», in dem bis 1907 getanzt wurde, den Vorrang. Im Maienstecken finden wir die letzten Ueberreste eines heidnischen Brauches, der im Volke recht tief verankert war. (Anmerkung des Rezensenten: Die Ableitung des Wortes vom slavischen Maj, das junge Bäumchen, ist unhaltbar. Das Wort Maie ist ein urdeutsches Wort. cf. Menges-Stehle, Deutsches Wörterbuch für Elsässer, Gebweiler 1910, S. 220).

Am liebsten aber steckte der junge Bursche seinem Mädchen einen Maie und zwar am Namenstag. Heimlich musste es dabei zugehen, und die Nachtzeit war dazu am geeignetsten. Es war für das Mädchen eine unruhige Nacht, die dem Namenstag voranging. Liess doch das Vorhandensein eines Maies am Kammerfenster für das junge Blut recht schätzenswerte Rückschlüsse zu.

Da aber bisweilen auch der Uebermut Trumpf war, erlebte man es nicht selten, dass eingebildete Dorfschönen beim Morgengrauen einen Brennesselstrauch am Laden fanden. Stand aber ein Mädchen wegen seiner Lebensführung nicht gerade im besten Ruf, so hatte es alles Interesse daran möglichst früh und still aufzustehen, um den Besen zu entfernen, der am Namenstag statt eines Maies an seiner Kammer prangen konnte.

* * *

Die Tracht

Bei der Nachkriegsgeneration kommt die schlichte, schmucke Tracht der Vorfahren immer mehr in Abgang. Die moderne Haartracht und das Fahrrad haben wohl hauptsächlich zum Absterben der Trachten beigetragen.

Im 18. Jahrhundert trugen die Frauen Spitzhüte aus Filz, die in der Mitte dreieckig hoch hinaufstiegen wie ein Dachgiebel; zum Unterschied von der städtischen Mode hatten die Bauersfrauen Spitzhüte ohne Spitzengarnitur. Noch 1760 traf ein Besucher in der Bläsheimer

Kirche 20—30 Frauen, die während des Gottesdienstes ihre grossen, spitzen Filzhüte auf den Schoss legen mussten, um ihren Nachbarinnen in der gleichen Bank nicht in die Augen zu stechen. Sogar die ersten Tänze wurden in dieser Tracht getanzt. Hängende Zöpfe gehörten zu diesen Hüten. Wehe dem Mädchen, das es gewagt hätte, die Zöpfe in die Höhe zu stecken! Es wäre als eine Dirne behandelt und vom hl. Abendmahl ausgeschlossen worden.

Während der grösste Teil unserer Bauersfrauen am Sonntag im Gottesdienst oder bei Reisen nach auswärts noch heute die schwarze Schlupfkappe trägt, sind die Pelzmützen der Männer und das rote Brusttuch längst in Vergessenheit geraten. Ganz früher gehörten zu diesem roten Gilet auch bei den Männern dreieckige Hüte. Die kleinen Mädchen trugen einst Schlupfkappen mit schmälern, farbigen Bändern. Während die Burschen im vorigen Jahrhundert blaue Blusen hatten, trugen die Bläsheimer Mädchen grüne Röcke, die unten mit einem schönen Band besetzt waren, dazu gehörten weisse Strümpfe. «Schanz» nannte man diese Röcke, und jugendlicher Uebermut pflegte zu sagen: «Mieter, wie baimbelt min Schainzel, wenn i dainzel mit m Hainsl». Die alten Frauen trugen lange, schwarze Röcke. Das Leinen hatten sie selbstgesponnen.

* * *

Diese kleine Auswahl genügt, um einen Begriff von der Reichhaltigkeit und Gediegenheit der Bläsheimer Chronik zu geben. Gerne hätten wir auch noch die gehaltvollen Kapitel über die Grabinschriften und Götterbriefe hierhergesetzt. Doch wollen wir dem Absatz des Buches, das keine Seite des Dorflebens unberücksichtigt lässt, durch allzugrosse Auszüge keinen Abbruch tun. Eine wertvolle Zierde des Buches bilden die prächtigen Federzeichnungen und Bleistiftskizzen, die Henri Bacher kurz vor seinem Tode eigens für die Chronik angefertigt hat. Es ist jammerschade, dass er die Veröffentlichung des Buches nicht mehr hat erleben dürfen. Es hätte ihm eine reine Freude bereitet, seine schönen Blätter in dem volkstümlichen Rahmen dieses Chronikbuches im elsässischen Bauernhaus eingeführt zu sehen. Dies Gefühl, bei den Seinen aufgenommen und anerkannt zu werden, stand ihm höher als Geldeswert, zumal er wusste, dass ideale Menschen wie der Chronikschreiber nur um den Gotteslohn arbeiten. Dafür winkt ihnen aber auch die Anerkennung der Besten im Lande. Unser Glückwunsch gilt daher nicht nur dem Verfasser, sondern auch der Wissenschaftlichen Gesellschaft, welche die Herausgabe des Buches tatkräftig gefördert hat.

A. P.

Hochwaldrauschen

Eine Novelle von Louise Jakob

Haus «Waldesrand» im herrlichen Hohwalde erwartete einen neuen Pensionsgast, der dringend einer Erholung in reiner Tannenluft bedurfte. Während die junge Wirtin aus dem weissen Fenster ab und zu auf die Bergstrasse nach dem Wingertschen Auto spähte, das den neuen Gast von Barr heraufbringen sollte, sass dieser, ein junger Mann mit blassen, feinen Gesichtszügen im bergan strebenden Wagen, ganz in Betrachtung der leuchtenden Höhen versunken, die im Mittagsglanze eines milden Junitages grüssten. Sein Herz schlug höher, als er unverwandt zu jenen Hochwaldgipfeln blickte, zu jenen reinen stolzen Höhen von überwältigender Schönheit. Ihm war, als hätte er prickelnden Wein getrunken, so berauscht und entzückt fühlte er sich.

«Hortus deliciarum!» flüsterte er, «du mein Wonnegarten, herrliche Heimat du! Nun aber will ich gesunden, nimm mich auf in deine Höhen!»

Jetzt ein Ruck des Wagens, und er hielt in der Nähe der Pension «Vieille-Eglise», nun noch ein Stück des Weges weiter bis hin zum Waldessaum, wo still und traut ein weisses Landhaus grüsste. Es war ein überaus einfaches Haus, von einem kleinen Blumen- und Gemüsegrätzlein umgeben. Auch sah es durchaus nicht nach einer Pension aus, viel eher nach einem stillen, seligen, entzückenden Heim! — Und dieses Heim erwartete seinen neuen, einzigen Pensionsgast!

Leo Werner schritt nun rüstiger aus, seinem Ziele entgegen. Da keuchte es plötzlich hinter ihm: «So lauft doch nicht so schnell, Herr Pastor, ich soll ja euer Gepäck tragen! Fast hätte ich euch verfehlt! Aber die junge Frau hätte mir besseren Erkennens halber auch einen Wink geben können, dass man einen Herrn Pastor erwartet!»

«Ich bin doch kein Pastor», lachte der junge Lehrer, «wie in aller Welt kommt Ihr gerade darauf?» Der alte Sepp vom Hohwalde nickte pffiffig: «Ich hab's halt gemeint, weil Ihr so feierlich und schwarz und würdig, ja sogar ein klein wenig gebückt aussehet, auch sinnieren tut Ihr, als ob es für die nächste Predigt wäre, das sieht man an euren bedächtigen Beinen.» — «Halt», rief der junge Mann aus, «nehmt euch in Acht, auch ich habe ein wenig vom zweiten Gesicht, und es juckt mich fast, euch zu sagen, was ich an euren Beinen sehe: Soeben habt Ihr einen Kirsch gepackt da unten, vielleicht auch zwei oder mehr, denn eure Beine sehen ziemlich unsicher aus, und darum habt Ihr nicht verfehlt!»

Der Hohwaldsepp kratzte sich verlegen hinterm Ohr: «Wie gescheidt doch die Strassburger sind», dachte er, «denen kann man kein X für ein O und keinen Pastor für einen Kirsch vormachen. Mit einem Blick hat das Jüngelchen da nun gleich den Brenn- und Mittelpunkt eines ganzen Lebens erwischt!» Er schnalzte mit der Zunge, wie in süsse Kirscherinnerungen versunken, dann sagte er: «He, junger Mann, haben euch im Leben schon jemals Probleme geplagt, ich meine, schwere unlösbare?» — «Es kommt ganz darauf an, was für welche!» sagte Leo Werner belustigt. «Nun, was ist es, was Euch plagt?» Nun platzte der Sepp grinsend heraus: «Das mit dem Esau, junger Herr, das will mir nie und nimmer aus dem Kopfe gehen! Herr, für ein Linsenmuss die Erstgeburt! Br! Für ein Linsenmuss? Ja, Herr, nun sehet, wenn das denn noch ein «Kirsch» gewesen wäre!»

«Sonst plagt euch weiter nichts, Alter», lachte Leo, «was ist denn euer Beruf, am Ende gar das Schnäpseltrinken?»

«Ich bin der Hohwaldsepp, der bald hier, bald dort gerufen wird, und da heisst es, vielseitig sein, lieber junger Herr. Bald muss ich irgendwo die Küche streichen, dann wieder helfen Säue metzen und Wursteluppe essen; dann Bergwiesen mähen und Gärten umstechen, dann wieder das Obst von den Bäumen holen, hier ein Möbel rutschen, dort etwas Schweres heben, kurzum als ein «Mann für alles» jenes tun, was irgendwo Weiber nicht tun können! Und ich sage euch, im Hause Waldesrand werdet Ihr benedeit unter Frauen sein. Auch nicht ein einziges Mannsbild im Hause! Da ist Grand'mère, die liebe Mutter der Wirtin, dann diese selbst, schön wie ein Engel, sag ich euch, dann kommt der Wolfshund, eine Katze mit Jungen, zwei Ferkel, einige Hühner, und Caroline, meine Freundin und zugleich altes, treues Inventarstück der Familie! Ich sage euch, lieber, junger, bester Herr, Ihr werdet da oben als einziges Mannsbild wie der Hahn im Korbe sein!»

Leo hatte den «lieben, jungen, besten Herrn» dahin gedeutet, dass er, am Hause angekommen, seinem lustigen Gepäckträger ein gutes Trinkgeld gab, worauf sich dieser mit vor Freude selig schwimmenden Aeuglein entfernte.

Nun begrüsst die junge Wirtin, eine hohe, ruhige Gestalt mit sehr hübschem Gesicht, recht herzlich ihren Gast und hiess ihn willkommen, auch Grand'mère hatte es sich nicht nehmen lassen, den Ankömmling zu begrüssen. Man führte ihn vorerst auf sein Zimmer, das man im



Phot. E. Haller, Partie am Felsenpfad Schlucht-Frankenthal

obern Stock für ihn gerichtet hatte. Von dieser Stunde an war Leo Werner in Haus Waldesrand daheim!

Der alte Hohwaldsepp aber war auf halbem Wege wieder umgekehrt und hatte sich ums Haus herum ans Küchenfenster geschlichen. Leise rief er Carolinens Namen, doch die Küchenliebe hörte diesmal nicht, vielmehr kam an Stelle der sonst gereichten Fleischstücke und anderer Herrlichkeiten unversehens ein Schub Wasser zum Fenster heraus. «Mir auch recht, meine süsse Kratzbürste», brummte der Sepp, «das wirst du mir büssen.» Dann sang er seiner Liebsten zum Fenster hinein:

«Die Carolin, die Carolin,
mit ihre dappete Fuess,
isch siewe Joahr im Himmel gsin,
hett wieder rüss gemuesst!»

Nun hatte Leo Besitz von seinem trauten Waldstübchen genommen. Wie heimelig war hier alles, angefangen mit dem massiven, beste Schreinerarbeit verratenden Elsässer Bett und seiner blütenweissen Waffeldecke, dem blankgeschauerten Fussboden bis hin zum schweren Eichentisch mit seiner bauchigen Elchingervase, drin Bergblumen sich auf ihren zarten Stengeln in die Höhe streckten, den neuen Gast zu grüssen. Dort an der Wand hing ein Bild «Vers

le soir dans un coin des Vosges» von Théodore Haas, und in der Ecke dort der grosse, grüne Kachelofen, trug er nicht auf seinem Kopfe einen Topf voll breiter Farrenwedel so stolz wie eine Dame ihren Frühlingshut? Rot und weiss gewürfelte Vorhänge an den Fenstern, eine ebensolche Decke auf dem Tisch; wie echt elsässisch mutete das alles doch an! Leo liebte seine Heimat und ihre echte Gediegenheit!

Nun trat er ans Fenster und schaute in ein Waldmärchenreich. Welch köstlicher Waldesfriede ringsum! Ja, hier oben war noch tiefer Friede, während weiter unten im Hohwaldsdorfe bereits ein reges Luftkurortleben herrschte. Schöne Frauen in weissen Wollkleidern mit anmutigen Kindern hatte Leo gesehen, als er im Auto durchs Dorf gefahren war. Es war ein lachendes, jauchzendes, blühendes Leben gewesen, das wohl nicht wie er zur Erholung, sondern nur zum Geniessen eines herrlichen Bergfrühlings in den Hohwald gekommen war. Zwar war es schon Mitte Juni, aber der Frühling im Hohwald ist herb und keusch und später erschlossen als im Flachlande. Während man in Strassburg schon schwarz und süss verschmierte Kinderkirschenmälchen finden kann, gucken die Kirschen des Hohwaldes noch klein und säuerlich und grünrot in die Welt!

Jetzt klopfte Caroline an die Türe, den Herrn Leo zum Kaffee zu rufen. Bald sass er mit Grand'mère und ihrer Tochter Denise in der trauten Familienstube. Erfreut blickte er um sich. Welch liebes, köstliches Daheim auch hier! Was für wunderbar geschnitzte Möbel! Und dort auf Kredenz und Büffet das altvertraute Ober-ehzheimer Service, das Spinnrad in der Ecke, der Hans im Schnockeloch dort an der Wand!

«Wird das ein schönes Ausruhen sein!» freute sich Leo, während Mutter und Tochter ihm freundlich Gesellschaft leisteten. Gern gab er den Frauen auf alle Fragen Bescheid, was seine Gesundheit betraf. — «Wir werden eine Tagesordnung halten», sagte Frau Denise, «ungefähr so, wie es die Pension unten mit ihren Patienten tut. Vor allem Liegekur, und was das Allerwichtigste ist, einen redlichen Willen zum Gesundwerden haben, auch jede Erkältung vermeiden, denn die Luft auf dem Hohwalde ist etwas rauh.»

Leo sah seine Wirtin staunend an, ihr mütterliches Wesen einem Fremden gegenüber hatte so etwas unendlich Beruhigendes für ihn. Auch Grand'mère nickte: «Sie können sich ruhig meiner Tochter anvertrauen. Sie ist geprüfte Krankenpflegerin und eine von den wenigen, die in ihrem Beruf nicht nur eine hohe Pflicht, sondern auch ein köstliches Dürfen sehen. Glauben Sie mir, Herr Leo, wenn ich als alte Frau Sie so nennen darf, meine Denise kann nicht leben, ohne sich um etwas zu sorgen, und sei es manch-

mal nur um einen Sperling mit gebrochenem Bein. Sie treibt förmlich Sport mit ihrer Aufopferung, so dass sie manchmal ihre eigene Gesundheit vergisst und mehr in Angriff nimmt, als ihre Kräfte erlauben. Ist sie doch selbst nur hier auf dem Hohwalde, um ihre Gesundheit zu festigen und allerdings um ferner hier zu bleiben. Bis vor zwei Jahren hat sie ebenfalls in Strassburg gewohnt.»

Leo sah Denise in wirklicher Verwunderung an, und noch mehr staunte er, als er nun nach dieser Lobrede ihrer Mutter kein unwilliges Erröten oder gemachtes Abwehren bei ihr wahrnahm. Sie nickte nur zustimmend mit dem Kopfe, als hätte man etwas ganz Alltägliches gesagt, aber Leo merkte jetzt einen leidvollen Zug um ihren Mund.

«Möchten Sie nicht nachher zum Wasserfall kommen?» lenkte sie ab, «wenn es Ihnen recht ist, werde ich Sie begleiten, Herr Werner.»

Und nun schritten sie dem Wasserfall zu, vorbei an den herrlichen Bergwiesen, die noch im bräutlichen Schmucke ihres ersten Frühlingskleides standen. «Wie die erlösten Auen in Parsifals Charfreitagmorgen» dachte Leo. Voll Lust rieselten kleine Wasserlein durchs hohe, blumige Gras. «Frau Denise hat einen neuen Gast», plätscherten die Wasserlein! «Und die arme, junge Frau wird nun wieder Arbeit haben und dadurch ein wenig Vergessen finden», nickten die Halme. «Und der Gatte dieser schönen Frau?» neugierten wieder die Wasserlein. «In der Grosstadt, weit fort bei einer andern!» bedeuteten flüsternd die Halme. — «Still, still», murmelten wieder die Wasserlein, «sie gehen vorüber! Wie schön und gross und ernst der junge Herr, fast grad wie ein Pastor!» Nun reckten alle Halme, alle Blüten ihre Hälse, den neuen Gast genauer zu besehen. Ja, selbst die hohen, schwarzen Tannen schienen dort von der Höhe näher in die blumige Wiese hereinzutreten, um besser Ausschau halten zu können. Mitleidig schüttelten sie ihre Häupter: «So jung, so schön und krank! Wir wollen ihn heilen in unserer reinen Luft, wir wollen ihn wiegen in das Klingen unserer Quellen und ihn einsingen in unser Lied, in das ewige Hochwalddrauschen!»

Nun waren sie am Wasserfall angekommen. Wild und schäumend, ein ungebärdiger Knabe, stürzte der Bergbach in die Tiefe, und in seinem Rauschen und Tosen fragte Denise ihren Gast, wie es ihm gefalle.

«Es ist herrlich hier, Frau Denise», sagte er, sinnend die stürzenden Wasser betrachtend und dann das stolze Profil der Wirtin, das etwas von der Hoheit eines Adlers an

sich hatte und etwas von der ungebrochenen Kraft eines Sturzbaches.

«Sie werden mich Denise und ich Sie Leo nennen, wir wollen gute Freunde sein, nicht wahr, Leo?» schlug die schöne Frau vor.

Nachdem sie ein wenig auf der Bank am Wasserfall gesessen, traten sie den Heimweg an, denn es war reichlich kühl da oben, obwohl das Sonnenlicht durch alle Zweige flimmerte. Herrlich dünkte Leo der Abstieg. Stolz ging er neben der schönen Frau, hatte er doch soeben seinen Ritterschlag erhalten, dadurch dass er sie bei ihrem Vornamen nennen durfte, obwohl er ahnte, dass sie etwas älter war als er. Solcher Freundschaft wollte er sich würdig zeigen!

Nun kamen sie auf dem Heimwege an der Pension Vieille Eglise vorüber, da tönte oben aus dem Unterhaltungszimmer des Hauses das Hohwaldlied, von frischen Mädchenstimmen gesungen:



Hohe Tanne im Dreiährental

O Hohwald hoch in Ehren,
 Du schöner Luftkurort,
 Du liegst in den Vogesen,
 Bist ein Erholungsort,
 Wer hierher kommt, wird bald gesund
 Und hat nicht Langeweile!
 Er wird sogar ein wenig rund,
 Die gute Luft macht ihn gesund.
 Haltet aus, haltet aus,
 Dann dürft ihr bald nach Haus!
 Nur Ruh tut gut,
 Lasset sinken nicht den Mut!
 Denn mancher, der so krank hierhergekommen,
 Die Gesundheit hat er wieder mitgenommen!
 Haltet aus im Hohwaldhaus!
 Haltet aus im Luftkurhaus!

Das war Leos erster Tag auf dem Hohwalde gewesen!

Am andern Morgen wachte Leo fast selig auf in seinem blühweissen, linnenbezogenen Bette. Er hatte so köstlich geschlafen die ganze Nacht. Im Hochwaldrauschen und dem fernen Singen des Wasserfalles war er eingeschlafen, nun wachte er im selben Rauschen und Singen wieder auf. Im Traum war er daheim in Strassburg bei Vater und Mutter und Schwester gewesen und hatte ihnen erzählt, wie schön es hier sei!

Nun klopfte es zaghaft an die Türe, und herein trat mit gutem Gesicht die alte Caroline. «Ich bringe Ihnen hier zwei Teller dicker Grütze, die müssen ausgegessen werden», sagte sie, «dann mögen Sie unten das Frühstück, Kaffee und Butter und Honig nehmen!» Leo lachte und wunderte sich über seinen heimlich nagenden Hunger. «Gelt, das schmeckt, Herr Leo», sagte Caroline, «das macht die Luft im Hohwalde!»

Unten im Wohnzimmer traf Leo nun wieder mit Grand'mère und ihrer Tochter zusammen. Wie schön sah Denise aus, frisch und hell wie der strahlende Junimorgen! Ja, ein klein wenig lächelte sie sogar. Vor allem begrüßte sie Leo herzlich und fragte nach seinem Befinden, dann wandte sie sich an Caroline: «Was ist's, Karlin, was habt ihr mit dem Hohwaldsepp gehabt? Soeben ist er mir begegnet, ganz zerkratzt war er an Gesicht und Händen. Ich fragte ihn, woher das sei. Nun, sagte er, daran sei ganz allein die Caroline schuld. Gestern Abend habe er eine wundervolle Wildrosenhecke am Wege gefunden, schön wie eine Braut mit blütenübersättem Kleide. Er habe sie lange betrachtet und ihr sein Leid und ewiges Gezänke mit der Karlin geklagt, und schliesslich sei er, wie, das wisse er heut noch nicht, kopfüber in die Hecke gefallen! Und ich kann euch sagen, das Wildrosenbräutchen hat ihn nicht übel zerkratzt! Hattet Ihr etwas mit dem Sepp, Caroline?»

Diese setzte zunächst die schwere, silberne Kaffeekanne auf den Tisch, dann schnappte sie:

«So, zerkratzt ist er, das gönne ich ihm, wenn Ihr wüsstet, Frau, was mir der Galgenstrick am letzten Sonntag, also vorgestern, geleistet hat!» — «Erzähle uns, Caroline, wir hören!»

Nun setzte sich die Caroline, nachdem sie den Tisch mit den köstlichsten Dingen des Hohwaldes, goldgelber Butter und dunklem Tannenhonig, geziert hatte, und begann:

«Ihr wisst, dass mich der Sepp am Sonntag nach Strassburg bringen sollte, weil ich dort eine Bekannte im Spital besuchen wollte. Statt dessen hat er mich auf den Strassburger Messti auf den Wacken geschleppt. Ich muss gestehen, ganz unrecht war mir's nicht, gab's doch auf dem Messti viel Herrliches zu sehen, aber schliesslich wurde ich müde vom vielen Schauen, das Drehen der Karusells machte mich fast verrückt. Da sagte ich dem Sepp, dass ich gerne irgendwo hinsitzen und ausruhen möchte. Mir war in dem ganzen Trubel so schwindlich geworden, dass ich überhaupt nur wie durch einen Nebel sah. Da erblickte ich durch diesen Nebel plötzlich den Sepp auf so etwas wie einem roten Sopha sitzen und mich einladen, mich neben ihn zu setzen. Ich tat's, nur mit dem einen, heissen Wunsche, mich etwas ausruhen zu dürfen. Aber auf einmal begann das Sopha zu rutschen! — War ich verrückt geworden? Ich fasste hilfesuchend nach Sepp, doch dieser lachte wie ein Spitzbube! Und nun schrie ich auf! Das rutschte mit einer rasenden Geschwindigkeit nach oben, dann wieder nach unten, dann nach rechts, dann nach links, bis sich mir Herz und Magen im Leibe drehten. «Jetzt musst du sterben!» dachte ich, und mit einem letzten Rest von Bewusstsein rutschte ich weiter unter Donner und Getöse. Dann war mit einmal alles still, nur Sepp hörte ich wie aus weiter Ferne sagen: «Steig aus, Caroline!» — Aber ich begriff nichts. «Wo soll ich aussteigen?» sagte ich schwer. Da fühlte ich, dass Sepp mich trug, und hörte so etwas wie ein dröhnendes Gelächter aus weiter, weiter Ferne.

Als ich wieder zu mir kam, sass der Galgenstrick von Sepp mit der unschuldigsten Miene von der Welt in einem kleinen Stübchen eines Messtirestaurants mir gegenüber.

«So, jetzt bist auch mal Achterbahn gefahren, Caroline», sagte er grinsend. Ich wollte ihm eins runterhauen, aber da brachte die Kellnerin stärkenden Tee mit frisch gebackenen, süss duftenden Waffeln, und ich musste halt gute Miene zum bösen Spiel machen. Schliesslich kaufte er mir noch ein grosses Lebkuchenherz. Was wollte ich tun? Ich nahm es an und dachte, wenn er mich nur heil wieder auf den Hohwald bringt, mehr wünsche ich mir im Leben nicht!»

Nun lachten sie alle aus fröhlichem Herzen, und auch Caroline stimmte ein. Denise aber neckte die treue Magd und sagte: «Caroline,



Photo E. Haller

Wettertanne am Forlenweier

wann wird denn einmal eure Hochzeit sein, damit wir alle zu einem geschmelzten Imbs kommen? Der Sepp hat mich schon zur Hochzeit geladen, er sagt, es fehle nur noch die Braut!»

Caroline verschwand verschämt in der Küche. Grand'mère aber sagte: «Was sich liebt, das neckt sich! Wer weiss, am Ende?»

Nach dem Frühstück gingen Leo und Denise mit Grand'mère nach der Anhöhe in den Tannenwald. Wie herrlich und warm war der Junimorgen, wie köstlich die Tannenluft! Wie Gräfinnen standen majestätische Tannen am Eingang des Waldes. Ueber ihr feierlich dunkelgrünes Brokatkleid hatten sie eine leuchtend hellgrüne Tunika geworfen aus feinen, zarten, neuen Nadelspitzen, die der Frühling angesetzt hatte. Leo war, als müsse er hinausjauchzen in all den Frühling ringsum! Auf halber Höhe setzten sie sich nun auf eine Bank. Sie sassen im grünen Tannenhouse, an ragenden Säulen reich. Goldene Sonne fiel wie abgedämpftes Ampellicht durchs grüngoldige Dach. Ausgeflogen die grünen, feierlichen Gräfinnen! Hier standen nur noch ragende Säulen in weiten, leeren, einsamen Hallen! Zu ihren Füßen krochen phantastische Wurzelgebilde! Ein weicher Teppich von Nadeln und Moos ringsum, ein Huschen von Schatten, als sässe

hinter jedem Stamme ein Kobold: ein rechtes Waldmärchenreich!

«Hier weiter führt der Weg nach Belle-Vue», sagte Denise zu Leo, «wenn Sie sich einmal mehr erholt haben, werden wir hinaufgehen.» — Nun plauderten sie noch eine Weile, dann gingen sie wieder dem Hause zu. «Von zehn bis zwölf Uhr ist nun Liegekur, Leo. Sie werden in meinem Blumengärtlein unter den breiten Zweigen meiner Tanne liegen, um zu schlafen oder auch nur zu ruhen, und nach dem Essen ebenso von zwei bis vier Uhr. Nach dem Vieruhr-Kaffee werden Sie wieder spazieren gehen bis zum Abendessen. Auf solche Weise werden Sie bald gesund werden. Im übrigen sind es nur Ihres Strassburger Arztes Weisungen in dem mir überbrachten Brief. Ich gebe Ihnen nun einen Liegestuhl und Decken.»

Jetzt lag Leo in Denisens lieblichem Gärtlein, das von Blumen strotzte. Hier blühten Rittersporn und Balsamine, auch Lilien und leuchtende Pfingstrosen und andere Blumen in verschwenderischer Fülle. Es war, als hätten die Wiesenhänge des Hohwaldes all ihre Blumen in einer Schürze gesammelt und über Denisens Gärtlein ausgeschüttet!

(Schluss folgt.)

Ausschau

Vogesenwanderungen

Markkirch — St. Didler Höhe — Chaume de Lusse — Col de la Hingrie — Climonthöfe — Bourg Bruche.

Gehzeit : 6¼ Std.

Karte der Vogesen No. 13

a) Ste Marie-aux Mines (Markkirch) — Col de Ste Marie (St Didler Höhe) 1¾ Std.

Markierung : weisser Punkt

Vom Bahnhof links durch die Rue Jean Jaurès dann Rue Reber und Rue du Général Vandenberg, zuletzt Rue St. Louis. Nach 17 Minuten bei einem Café-Restaurant rechts, dann einige Schritte rechts, eine Strasse kreuzen und links aufwärts durch die Rue du Camp de la Chatte. Nach 2 Minuten links aufwärts in 5 Minuten zum Wasserturm. Hier rechts aufwärts in den Wald, dann über Matten. Nach 15 Minuten rechts aufwärts in den Wald und bei Teilung dem Pfad und dem «weissen Punkt» aufwärts folgen. Nach 8 Minuten Fahrweg links einige Schritte, dann Pfad rechts aufwärts am Hange des Zuckerhut (Pain du Sucre). In 17 Minuten schöner Blick auf Markkirch. Dem Pfad aufwärts folgen. Bald bei Pfadteilung links, zuerst durch Wald, dann aussichtsreich am Waldrande entlang auf der Höhe des Zuckerhut (Pain du Sucre). Nach 25 Minuten bei einer Ferme dem Fahrweg rechts am Waldrande folgen. Der Weg führt um einen Talschluss und nach 8 Minuten rechts aufwärts. Nach 7 Minuten auf der Höhe, beim Bernhardsstein, dem Fahrweg rechts folgend in 10 Minuten auf der **St. Didler Höhe** (Col de Ste Marie). Hôtel-Restaurant. Etwas unterhalb Militärfriedhof.

b) St. Didler Höhe — Climonthöfe 3 Std.

Markierung : blauer Strich

Die Strasse kreuzen, am Hotel rechts vorbei, dann bei einem Denkmal links aufwärts. (Rechts «blauer Strich» direkt zur Chaume de Lusse.) Nach 23 Minuten auf einem Platz mit Baum dem Fahrweg geradeaus folgen. Nach 3 Minuten bei einem steinernen Löwen (Kriegserinnerung) links aufwärts. Nach 4 Minuten dem Weg rechts auf der Höhe folgen. Markierung: blauer Strich. Nach 30 Minuten bei Grenzstein No. 2 563 (**Achtung**) links der ehemaligen Grenze folgen. In 15

Minuten rechts etwas unterhalb die Ferme **Chaume de Lusse** (Wirtschaft). Dem Fahrweg auf der Höhe folgen. In 30 Minuten links am Wege ein Holzkreuz (Croix Surmely). In 5 Minuten im Col de Raleine. (Hütte) der Strasse rechts folgen. Nach 5 Minuten bei Teilung geradeaus weiter. (Links abwärts in 30 Minuten nach Lubine. Markierung: grüner Strich.) Bald bei Teilung Strasse links aufwärts. In 23 Minuten im **Col de la Hingrie**. (Links abwärts in 30 Minuten nach Lubine, rechts «blau-weiss-blau» nach St. Kreuz — Ste. Croix-aux-Mines.) Hier dem Fahrweg links aufwärts folgen. Nach 10 Minuten bei Wegeteilung rechts. Nach 5 Minuten bei der ehemaligen Grenze, Grenzstein No. 2482, über eine Lichtung mit schöner Aussicht abwärts. Nach 4 Minuten bei Wegeteilung Karrenweg links im Wald abwärts. Blick auf den Climont. Nach 10 Minuten bei Wegeteilung Fahrweg links über eine Matte aufwärts. Nach 6 Minuten bei Pfadteilung rechts über die ehemalige Grenze und dann abwärts. Nach 3 Minuten links Pfad aufwärts. Derselbe wird bald bequemer und erreicht nach 6 Minuten einen Fahrweg, welchem man links folgt. Nach 5 Minuten rechts abwärts und in 2 Minuten im Col d'Urbeis. Man kreuzt die Strasse und folgt dem Karrenweg über Matten aufwärts. Nach 8 Minuten bei Wegeteilung rechts. Bald aus dem Wald und nun über Weideflächen aufwärts an der Ferme Plaine-Dessus vorbei, in 15 Minuten **Climonthöfe** (Hôtel-Restaurant).

c) Climonthöfe — Bourg Bruche 1½ Std.

Markierung : blau-weiss

Vom Hôtel in derselben Richtung in welcher man kam einige Meter zurück, dann rechts am Waldrande aufwärts. Nach 20 Minuten rechts um den Climont. Nach weiteren 20 Minuten bei einer Matte dem Karrenweg links folgen, oberhalb der Ferme Caroline vorbei. Nach 7 Minuten bei Wegeteilung rechts abwärts und bald links Pfad, welcher auf einen Fahrweg führt, welchem man rechts folgt. Nach 15 Minuten bei der Ferme «La Fraise» rechts abwärts, in 15 Minuten nach **Bourg Bruche**.

Alfred Gaessler.



Tél: 882

A-GUEIROARD



TRAIT - SIMILIGRAVURE - TRICHROMIE

Westermanns Monatshefte

Besonders reich an bebilderten Aufsätzen ist Oktoberfolge von Westermanns Monatsheften. Vor allem ist der Beitrag von Dr. Curt Gravenkamp über «Käte Lassen, eine Malerin der deutschen Nordmark» zu nennen. Die Flensburger Malerin bringt in ihren farbenfreudigen, klaren Bildern durch die Wahl der Motive die Verbundenheit zu ihrer Heimat zum Ausdruck. Acht farbige Wiedergaben von Gemälden zeigen deutlich die Begabung Käte Lassens, in der Fläche zu komponieren und die Eigenart der für Wände bestimmten grossdimensionalen Malerei. Von den Schönheiten der Eifel erzählt Dr. K. Karos. Den Aufsatz schmücken sechs farbige Wiedergaben nach Oelbildern von Joseph Steib. «Wunderbare Wasserwelt» betitelt sich der Beitrag von Hanna Hertell. Die Beschreibung der seltsam geformten und bunt gezeichneten Bewohner des Meeres wird verdeutlicht durch 7-farbige Bilder. Die Abhandlung von Gartenbauinspektor Georg Kaven «Pflege der Zimmerpflanzen» mit neun Aufnahmen von F. C. Heinemann wird das besondere Interesse der Hausfrau finden. Einen Einblick in die Altertumforschung vermittelt der ausgezeichnete Aufsatz von Wilhelm Köhler «Verjüngtes Altertum», dem 7 Aufnahmen von Carolus beigegeben sind. Durch sorgfältige handwerkliche und wissenschaftliche Arbeit werden wertvolle Kunstgegenstände, Schriftstücke usw. der Öffentlichkeit zugänglich gemacht und der Nachwelt erhalten. Zwei aktuelle Beiträge sind: «Die spanische Passion» von Dr. Ernst Wilhelm Eschmann und «Die Unehelichen und die Volksgemeinschaft» von Landgerichtsrat Dr. Fraeb. Ueber die Nachwuchsschulung der Handelsmarine berichtet Eugen Keng in dem mit 6 Aufnahmen geschmückten Aufsatz «Auf, Matrosen, die Anker gelichtet». Eine köstliche Novelle bringt Bert von Heiseler, betitelt: «Das nächtliche Mahl», und Edzard Schumann ist mit der Erzählung «Das letzte Geschick», zwei Tage aus dem Leben eines Kaisers, vertreten. Eine hervorragende Beschreibung der Gestalt und Werke Rudolph Paulsens gibt Erich Bockemühl. Es sei nun noch besonders auf die literarische Rundschau hingewiesen, die durch die Besprechung von Neuerscheinungen von den Bücherfreunden mit grossem Interesse gelesen werden wird. Viele farbige Einschaltbilder vervollständigen das Heft. Probenummer gern kostenlos vom Verlag Georg Westermann, Braunschweig.

Hôtels recommandés

Hôtel-Restaurant

Ferme Rimlishof an der Strasse Guebwiller - Murbach. Vielbesuchter Ausflugsort. Angenehmer Ferientaufenthalt in schönster Lage. Gute bürgerliche Küche, kalte und warme Speisen zu jeder Tageszeit. Komfortable Zimmer mit fliessendem Wasser kalt und warm. Gemütlicher Alt-Elsässer Speisesaal. Grosser Saal mit sonniger Terasse für Sociétés. Erstklassige elsässische und französische Weine. Tél. Buhl 06

Propriétaire: Blaser-Probst.

Hôtel-Restaurant de l'Agneau Blanc

Lautenbach près Guebwiller (Haut-Rhin), Téléphone 115 Guebwiller. R. C. Colmar 6876. Déjeuners et Diners à toute heure — Renommée pour truites et carpes — Pension — Chambres confortables — Salles pour sociétés — Centre d'excursions — Autos-Garage.

Victor Bordmann.

Restaurant Xavier Seiller (Seiller-Weiher).

Guebwiller Téléphone 117. Cuisine et Cave renommées. „Bière Suprême“ de Colmar. Spécialité Carpes frites. Beau jardin et grand étang avec barques. Chambres et Pension. Séjour agréable pour Touristes et Sociétés'

Hôtel Stauffer

Le Hohwald altitude 650 m. Téléph. 5. En excursion, en auto, pour votre séjour, visitez l'Hôtel Stauffer. Prix très modérés. Jardin, terrasse, garage. Chauffage central. Halte (pl. p. autos). Bien à recommander. Bien agrandi par construction nouvelle.

Ch. Stauffer.

Hôtel du cheval blanc.

Lembach Agréablement situé au milieu de 9 châteaux A proximité du Fleckenstein, Hohenburg Wegelnburg. Ancienne maison. Pension et belles chambres. Recommandée aux Sociétés et touristes. Autogarage. E. Mischler

Hôtel du Lion.

Schönau à la frontière d'Alsace-Palatinat.

O. Mischler.

Hôtel du Château

Wangenbourg (anc. propriété privée) — Alt. 500 m — Téléphone No. 1 — Gare Romanswiller (Ligne Saverne - Molsheim) — Site merveilleux dans un grand Parc de 4 ha — Tout confort moderne — Terrasses ombragées — Ouvert toute l'année — Prix réduits avant et après saison. Propr.: G. Schneider.

Hôtel Lac de Lauch (Lauchensee)

Lauchensee 945 m alt. Stations: Lautenbach, Metzeral et Kruth. A proximité du Ballon, Markstein, Vallée de Guebwiller. Bonne cuisine, froid et chaud à toute heure. Pension et chambres. Téléphone Guebwiller.

Propr.: Beyer.

SOLISANA GUEBWILLER.

Privates Kurhaus für Erholungsbedürftige

innere Kranke und nervös Leidende, Diät-Kuren,
Bäderbehandlung, natürliche und künstliche
Sonnenbäder, Massage etc.

Seelische Krankenbehandlung (Psychothérapie).
Keine Geisteskranke. - Keine Lungenkranke.
Auf Wunsch Prospekt. Téléphone 258.

L'Hygiène Naturelle

Monatsschrift für naturgemässe
Lebensweise und Heilkunde

Praktischer Wegweiser
zum gesund werden
und gesund bleiben.

Jahresabonnement 9 Frs. Probenummer gratis
Verlag: GUEBWILLER, rue Clémenceau 6 - 8

Ferme Thierenbach -:- Hotel Notre Dame

(Am Fusse des Hartmannsweilerkopfes)

Berühmter Wallfahrtsort - Vielbesuchter Ausflugsort

Angenehmer Ferienaufenthalt in gesunder Lage.
Gute bürgerliche Küche. Comfortable Zimmer mit fliessendem
Wasser, Badezimmer, grosser und kleiner Saal für Vereine, Ge-
sellschaften, Hochzeiten etc. Grosse Terrasse. Gepflegter Keller,
französische und elsässische Weine bester Sorten.

Teleph. Guebwiller 301.

Propr. Mme. Vonesch-Biecheler

GRANDS VINS D'ALSACE

Administration des

Domaines Viticoles Schlumberger

GUEBWILLER (Alsace)

Propriété dépassant 100 hectares de vignes

Ses Gentil, Riesling, Kitterlé, Mousse d'Alsace

Clécherie Alsacienne

STRASBOURG-NEUDORF

17 Rue de Mulhouse
Téléphone 6399

Wenn Sie nur erstklassige Waren zu den billigsten
Preisen kaufen wollen, dann kommen Sie zu uns.
Sie finden eine Riesenauswahl in jeder Abteilung.

Grands Magasins du

GLOBE

Rue du Sauvage - Mulhouse - Chaussée de Dornach